

BIBLIOTEKA
Instytutu
Bałtyckiego
w Bydgoszczy

53932 ✓
E 2409 I



771



E 2409 I

Heft 5. || Schriften der Synodalkommission || Heft 5.
für ostpreußische Kirchengeschichte.

**Bilder aus dem evangelischen
Pfarrhause Ostpreußens
im achtzehnten Jahrhundert.**

Von

Albert Nietzki

Pfarrer in Mühlfhausen, Kreis Pr.-Eylau.



Königsberg i. Pr.

Kommissionsverlag Ferd. Beyers Buchhandlung
(Thomas & Oppermann)

1909.

1930: 446

von Schriften der Synodal-Kommission für die kirchliche Jugend.

CZYTELNIA REGIONALNA IV.8.4

34835



53932
5194



417

Albert Meißner

Bücherer in Elbing Kreis Dr.-Eylan.



Königsberg i. Pr.
Kommissionsverlag Ferd. Seyers Buchhandlung
(Thomas & Oppermann)

1909

Vorwort

Seinem lieben  Schwiegervater

Pfarrer em. Georg Schmidt

in Verehrung zugeeignet.

Vorwort.



Die vorliegende Abhandlung ist ein wesentlich erweiterter Vortrag, der auf der diesjährigen Pastoralkonferenz in Königsberg gehalten und von derselben zum Druck verlangt wurde. Die hauptsächlichsten Quellen sind im Text angegeben. Die zahlreichen handschriftlichen Quellen in Chroniken und Pfarrarchiven sowie aus dem Nachlaß des Oberhofpredigers Quandt zu nennen, hätte zu viel Raum beansprucht. Möchte die anspruchslose Studie bei den Freunden des evangelischen Pfarrhauses Interesse finden und ihnen Freude bereiten.

Mühlhausen, Kreis Pr.-Eylau, Dezember 1908.

Der Verfasser.

Inhalt.

	Seite
Kapitel I: Die Entwicklung des ostpreussischen Pfarrhauses im acht- zehnten Jahrhundert	7—10
Kapitel II: Ein Sonntag im Amtsleben des Pfarrers Pechül in Mühlhausen 1730	10—13
Kapitel III: Eine ostpreussische Pfarre vor hundertsechzig Jahren . .	13—22
Kapitel IV: Ein ostpreussisches pietistisches Pfarrhaus	22—27
Kapitel V: Das rationalistische Pfarrhaus	27—33
Kapitel VI: Christian Donaleitis, Pfarrer von Tollmingkehmen, der Rationaldichter der Litauer	34—40
Kapitel VII: Das Pfarrhaus während der russischen Invasion (1757-62)	40—46
Anhang: Das Lied der Litauer	47—57



Kapitel I.

Die Entwicklung des ostpreussischen Pfarrhauses im achtzehnten Jahrhundert.

or einigen Jahren hielt der bekannte Schriftsteller, Professor der Rechte, Felix Dahn in München einen Vortrag über das evangelische Pfarrhaus als Kulturmacht. Er hob hervor, daß die Quellen für seine Geschichte spärlich flössen, und brachte ein mit großem Fleiß gesammeltes Material, um die Behauptung Gustav Freytags zu beweisen, daß seit der Reformation kaum ein bedeutender Mann in Deutschland entstanden sei, dessen Stammbaum nicht irgendwie mit dem evangelischen Pfarrhause zusammenhänge. —

Wer über das ostpreussische Pfarrhaus schreiben will, muß auf gedrucktes Material nahezu verzichten und zu den Akten und Handschriften von Pfarrregistaturen und Archiven seine Zuflucht nehmen. Das Licht leuchtet, ohne laut zu werden. Vom Brunnen spricht man dann am meisten, wenn er zu rinnen aufhört. Vom hellen Schein und frischen Born des ostpreussischen Pfarrhauses ist darum in der Literatur nicht viel zu lesen, auch nicht in dem philosophischen Jahrhundert. Und doch bildet dasselbe die seit der Einführung der Reformation für die kirchliche Entwicklung unsrer Provinz wichtigste Epoche, an der das Pfarrhaus naturgemäß den innigsten Anteil nahm.

Von starrer, unfruchtbarer Orthodoxy kam für Ostpreußen im Jahre 1729 fast unvermittelt der Übergang zum strengen Hallenser Pietismus, der bis 1742, ja darüber hinaus die kirchlichen Kreise unsrer Provinz beherrschte. Dann brach der große Friedrich dem dürren Ritter Rationalismus die Bahn, der nach seinem Tode vergeblich durch Wöllners Edikte in die Grenzen dogmatischer Rechtgläubigkeit gewiesen werden sollte.

Die ostpreussischen evangelischen Geistlichen traten in den ersten drei Jahrzehnten des achtzehnten Jahrhunderts ohne alle genügende Ausbildung ins Amt. Die Albertina stand damals, wie Borowski

sagt, unter dem Zeichen der Logomachie (Wortfechtere). Disputationen und öffentliche Redeakte waren die Höhepunkte des theologischen Studiums. Die Geistlichen sahen im christlichen Glauben nicht viel mehr als eine bloße Anerkennung bestimmter Lehrsätze. Sie lernten die Bibel, von der ihnen im Gegensatz zu Luther gelehrt wurde, sie sei Wort für Wort vom heiligen Geist diktiert, kaum anders gebrauchen denn als Fundgrube für dogmatische Beweisstellen. Über dem lateinischen Disputieren hatten sie das Deutschsprechen so sehr verlernt, daß sie sogar die kirchlichen Register und Rechnungen lateinisch führten. Ihre Predigten waren schulmäßige Redeleistungen mit einer fein ausgeklügelten Disposition, die dem derben ostpreußischen Volke über die Köpfe ging. Sie erinnerten in ihrer ungelenkten Sprache an die Perücken, welche ihre Autoren trugen.

Die Pfarrer versäumten die Seelsorge und den Jugendunterricht und standen dem plattredenden Volke als Fremdlinge gegenüber. Die Kirchen blieben trotz aller Polizeistrafen leer, und die Geistlichen wandten sich Nebenbeschäftigungen zu. Der Pfarrer in Caymen, Rütger Textor, versah bei der dortigen Mühle die Meßkammer für eine besondere Befoldung der Landesherrschaft, der Pfarrer in Petersdorf war zugleich Notarius publicus und der Pfarrer Krause in Plibischken Maurer, der den dortigen Kirchturm vom Fundament bis zur Spitze eigenhändig aufführte. —

Die schweren geistlichen Notstände blieben Friedrich Wilhelm I. nicht verborgen. Ostpreußen wurde das Sorgen- und Schmerzenskind dieses in Treue und Geduld großen Monarchen. Er hatte in Halle August Hermann Francke in seiner wunderwirkenden Tätigkeit kennen gelernt und wollte durch dessen Schüler in Ostpreußen ein neues geistliches Leben erwecken. Seit dem Jahre 1729 hatten die pietistischen Professoren Franz Albert Schulz und Georg Friedrich Rogall die geistlichen Zügel unter den größten Vollmachten in ihren Händen. Jeder Kandidat wurde bei dem Examen von ihnen nach der Stunde seiner Bekehrung gefragt, ferner nach dem Unterschied, den er an sich zwischen einer wahren und heuchlerischen Buße, zwischen heilsamer Reue und „der fliegenden Hize“ wahrgenommen habe. Die Hauptsache aber war, daß diese großen Pietisten den zukünftigen Geistlichen die Liebe zur Heiligen Schrift als zur Lebensquelle ins Herz pflanzten, sie lehrten, die Predigt erbaulich zur Bekehrung der Hörer zu gestalten, und ihnen zeigten, wie sie durch Seelsorge und Jugendunterricht die Gemeinde zur Ausübung des allgemeinen Priestertums zu erziehen hätten. Der Pietismus erzog die ostpreußischen Geistlichen zu Gefühlschriften und treuen Seelsorgern, und zwar nicht nur für die Dauer seiner Herrschaft. In die Pfarrhäuser fanden pietistische Andachtsbücher von Herberger und Scriver Eingang, bei den Hausandachten ertönten Rogalls

Nieder vom wahren Christentum. Bis auf den heutigen Tag sind die Gebetbücher der pietistischen Pfarrer Habermann und Stark in unsern Landgemeinden stark verbreitet.

An die Arbeitskraft der Geistlichen stellte das pietistische Konsistorium die größten Anforderungen. Nach jeder Predigt mußte der Pfarrer von der Kanzel mit Jungen und Alten eine Besprechung über sie halten, und es war ihm vorgeschrieben, die Erwachsenen durch besondere Freundlichkeit zum Antworten „vertraulich zu machen“. An jedem Sonntag Nachmittag sollte er eine Katechismus-katechisation halten und, wenn er Unwissende bemerkte, diese in seinem Hause im Lesen und Schreiben unterrichten.

Tatsächlich versammelten nicht wenige Geistliche in ihrem Hause sechzehn- bis zwanzigjährige Knechte und Mägde, um sie im Lesen und Schreiben zu unterrichten. Der Königsberger Professor Flottwell schrieb darüber an Gottsched, den Pfarrerssohn aus Juditten, den damaligen Diktator des literarischen Geschmacks:

„Liebster Herr Professor, sollte ich Ihnen von einem jetzigen Preussischen Landprediger einen Begriff machen, so würde ich eine ganze Komödie aufführen müssen. Das sind nicht mehr Prediger, alle Tage müssen sie ihre Kirchspielskinder lesen und schreiben lehren. Herr Eckart (ein Königsberger Buchhändler) verkauft mehr Katechismus, Ordnungen des Heils, Postillen u. s. w. als gelehrte Bücher.“

Was dem Gelehrten für den geistlichen Stand unwürdig erschien, wurde diesem zu einem besonderen Ruhme. Denn aus dem evangelischen Pfarrhause Ostpreußens ist das Schulhaus im achtzehnten Jahrhundert hervorgegangen. Erbärmliche Schulräume, Lehrer ohne alle Vorbildung und Kenntnisse, kläglicher Schulbesuch, vollständiger Mangel an Lehr- und Lernmitteln, das war die traurige Signatur des Volksschulwesens in Ostpreußen zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts. Der geniale Schüler Franckes, Konsistorialrat Schulz, schaffte Wandel, nachdem vier staatliche Kommissionen nichts ausgerichtet hatten. Ihm gelang es, im Laufe von elf Jahren mehr als tausend Volksschulen in unsrer Provinz zu gründen. Nach seinen strengen Anweisungen, die keinen Widerspruch duldeten, bildeten die Pfarrer begabte junge Leute zu Lehrern aus. Sie bauten die Schulgebäude, die nach dem Befehl Friedrich Wilhelm I. nicht mehr als höchstens zwölf Taler bare Ausgaben verursachen durften. Sie schrieben die Lehrbücher für den Unterricht, sie gründeten die ersten Lehrerseminare, nahmen Prüfungen der Schulkinder in Gegenwart der Eltern vor und sorgten für regelmäßigen Schulbesuch. Es kam wohl vor, daß der Pfarrer bei der Revision, wie es in Peitschendorf geschah, als er die Schulstube betrat, die zugleich einzige Wohnstube, Küche und Tummelplatz für das Geflügel war, „wegen des bösen Gestankes“ in Ohnmacht fiel und erst durch

- einen Eimer kalten Wassers wieder ins Leben gerufen werden mußte, aber er blieb der treue Fürsorger seiner Schulen. Man lese in den Schulertrakten von 1734 bis 1756, wie der Pfarrer über die Fortschritte eines jeden Schulkindes seines Kirchspiels Buch führt, man lese seine „lebhentlich dolirenden“ Briefe an die Patrone und Grundherren um Beihilfe zum Schulunterhalt, seine traurigen Notizen, wie viele ihm die Schulbücher schuldig blieben „aus bösem Willen“.

Das evangelische Pfarrhaus hat sich im achtzehnten Jahrhundert ein historisches Anrecht auf die Volksschule erworben. Die Fäden, welche zwischen diesen beiden großen Kulturstätten in aufopfernder, harter, gemeinsamer Arbeit gesponnen wurden, dürfen nicht durchschnitten werden. Da gilt dem heutigen Pfarrhause das Wort: „Was du ererbt von deinen Vätern hast, erwirb es, um es zu besitzen.“

Kapitel II.

Ein Sonntag im Amtsleben des Pfarrers Pechül in Mühlhausen 1730. *)

Auf dem alten Ordenskirchturm in Mühlhausen waren die Glocken am 19. Sonntage n. Trin. des Jahres 1730 dreimal, um 6, 7 und 8 Uhr gezogen worden. Der junge Pfarrer war kurz vor Beginn des Gottesdienstes zu Pferde von einer Krankenkommunion gekommen. Nach königlichem Edikt sollte jeder Kranke wenigstens an zwei Tagen für das Abendmahl „präpariert“ werden, und der Geistliche hatte große Sorge gehabt, ob er den Kranken noch lebend finden würde. Seine Frau legte ihm um den Talar das Kasel, einen Überrest der katholischen Priestergewandung, um, und er sah eine zahlreiche Gemeinde zum Gotteshause gehen. Unnachlässig hatte der Dorffschulze auf Befehl des Amtmanns jeden Hauswirt, der niemand zur Predigt geschickt hatte, mit dem Kirchengroschen bestraft.

Die Feier begann wie sonntäglich mit dem Liede „Herr Gott, dich loben wir“, die Gemeinde stimmte das Kyrie an, worauf der Pfarrer den Altar betrat und mit wohlklingender Stimme das Gloria in excelsis Deo sang. Die Andächtigen antworteten mit dem Choral: „Allein Gott in der Höh' sei Ehr.“ Während dieses Liedes goß der Pfarrer

*) Nach der Chronik des Pfarrers Pechül 1730 und seinen nachgelassenen Büchern und Papieren.

den Wein in die Kelche und zählte genau die Oblaten nach der Anzahl der Kommunikanten ab. Nach dem kleinen Segen sang er das Kollekt, ein kurzes Kirchengebet, und las die Epistel. Nun sang der Organist allein ein neues Lied und der Geistliche verlas das Evangelium. Die Gemeinde stimmte „Den großen Glauben“ (Wir glauben all an einen Gott) an, auf den die Predigt folgte. Sie handelte an der Hand der Epistel „über den gottseligen Wandel der Wiedergeborenen“. Während derselben sah der Pfarrer ab und zu nach der Sanduhr, die auf der Kanzel stand, denn der König hatte bei zwei Taler Strafe verboten, daß die Predigt länger als eine Stunde dauern sollte. Dieses Verbot stand mit der Verfügung im Zusammenhang, daß die königlichen Edikte *) von der Kanzel zu verlesen seien. Der Pfarrer verlas zunächst eine Verordnung, die er jährlich dreimal zu publizieren hatte. Sie betraf die Ausrottung der Sperlinge und befahl, daß jeder Köllmer, Müller und Bauer jährlich zwölf, jeder Kossäthe acht, ein Instmann oder Schäfer aber sechs Sperlingsköpfe an die Ämter zu liefern habe. Zweitens machte der Geistliche bekannt, daß hinfort kein Paar getraut werden dürste, welches nicht sechs Obstbäume und sechs Eichen gepflanzt hätte.

Nun hielt er von der Kanzel eine Katechisation über die Predigt und wußte auch manchen Alten zwischen den Bänken und auf den Chören zur Antwort zu ermutigen, als er Beispiele aus dem Leben über das Lügen, Stehlen und Zürnen anschaulich erzählte. Wiederum wurde ein ganzes Lied gesungen, darauf das Abendmahl ausgeteilt, dessen Einsetzungsworte der Geistliche laut königlichem Edikt nicht singen durfte, sondern sprechen mußte. Die Abendmahls Gäste hatten am Sonnabend das Katechismusexamen bei der Beichte bestehen müssen, die zwei Stunden gedauert hatte, weil der Pfarrer höchstens fünf Konfittenten auf einmal absolvieren durfte. Nach dem Segen wurde der Gottesdienst wie üblich mit dem Verse: „Nun gottlob es ist vollbracht unser Beten, Loben, Singen“ beschlossen.

Sogleich nach der Kirche versammelten sich die Kirchenvorsteher im Pfarrhause. Der Geistliche betete mit ihnen und klagte bitter über die traurige Post aus Berlin. Die Gemeinde sollte auf Befehl des Ministers Wallenrodt 100 Gulden für das Waisenhaus in Halle beisteuern. Woher sollte das Geld genommen werden, da das Kirchspiel an dem Notwendigsten Mangel litte! In der Gemeinde könnten mehr als 110 Kinder die Schule besuchen, aber nur 22 seien eingeschult, die übrigen gingen in die

*) Eine Sammlung von 234 Edikten, Reglements &c. aus den Jahren 1691—1732 hinterließ Pfarrer Bechül der Kirche mit einem von ihm gefertigten Register. Die Verfügung vom 22. Januar 1730, „daß niemand dem Chrohn-Prinzen Geißt leihen sollte“, hat der Pfarrer nicht verlesen, sondern ad acta gelegt.

Irre. Er hätte für Bierzighuben einen Schneidergesellen als Lehrer in Aussicht genommen und ihn im Pfarrhause seit drei Monaten unterrichtet, sogar im Rechnen. Auch habe er an zwei Tagen der Woche fünf Mägde und drei Knechte im Alter von 16 bis 20 Jahren Lesen und Schreiben und die Buchpalmen gelehrt, aber trotz aller Sorgen fehle es an allem, an Schulhäusern, an Lehrern und an dem regelmäßigen Schulbesuch. Die Eltern hätten auf seine Vorstellungen erwidert, die Kinder lernten nichts in der Schule, denn der Organist habe keine Stetigkeit zum Unterrichten. Auch wären sie unvermögend, das Schulgeld aufzubringen und den Schulmeister „apart reihum“ zu speisen. Deshalb müsse dieser sein Salarium von 8 Talern 6 Groschen aus der Kirchenkasse empfangen, damit die Kinder ohne einen einzigen Pfennig Unkosten in die Schule gehen könnten. Er werde an jedem Mittwoch die Kinder in der Schule examinieren, und könnten die Eltern diesen Prüfungen beiwohnen.

Darauf wurde der Hirte Benschel vor den Kirchenvorstand geführt, um sich seines gottlosen Fluchens wegen zu verantworten. Der Pfarrer erinnerte ihn, daß er bereits einmal wegen Fluchens mit 6 Groschen bestraft wäre, und las ihm das Edikt vor, daß unverbesserliche Flucher vom Abendmahl und der Taufpatenschaft auszuschließen wären. Der Angeschuldigte gelobte Besserung und legte 12 Groschen in die eiserne Strafbüchse, froh, dem Halseisen entgangen zu sein.

Der Vorsteher Bresslem machte Anzeige, daß die alte Brühl'sche des Bötens und Zanzelns (Besprechens und Zauberns) verdächtig sei, und bat den Pfarrer, sie vorzuladen. Er habe noch in seiner Jugend im Jahre 1686 zwei Hexen, Mutter und Tochter, in Mühlhausen auf dem Scheiterhaufen gesehen. Zimmermann Stoll brachte eine Beschwerde gegen den Küster vor. Derselbe habe beim Kalendeholen, nachdem er alles recht und gut erhalten, einen Dreisheffelsack aufgehalten und gesagt: „Nu keem de gaud Will.“ Jeder gebe ja gern eine Zugabe als „guten Willen“, aber das sei eine ausverschämte Forderung.

Der Pfarrer versprach, das Volumen des guten Willens dem Küster zu schmälern. Er gab den Vorstehern ein Büchlein für ihre Kinder, das er für den Unterricht aus Katechismusfragen, biblischen Geschichten und Sprüchen zusammengestellt hatte, und bat sie, am Sonntag Nachmittag zur Besperkatechisation mit ihren Kindern in die Kirche zu kommen. Sie versprachen es und unterzeichneten das Protokoll, drei allerdings nur mit Kreuzen.

Darauf gingen alle auf den Kirchenboden „unter die Luchten“, um zu sehen, ob es irgendwo einregne, eine Maßregel, zu der sie in jedem Monat einmal verpflichtet waren.

Für den Pfarrer aber begann nach einer halbstündigen Pause der Nachmittagsgottesdienst mit der Katechismuskatechisation, die

mit der völlig unwissenden Jugend anstrengender war als eine Predigt. An diese Feier schlossen sich die Tausen an, bei denen jeder Pate „auf seinen Glaubensstand examiniert werden sollte“.

Am Abend aber tönte aus der Studierstube das kleine Positiv des Pfarrers zur Andacht der Hausgemeinde. Sie sang sein Lieblingslied, die Dichtung seines Lehrers: „Gottlob ein Schritt zur Ewigkeit ist abermals vollendet.“

Kapitel III.

Eine ostpreussische Pfarre vor hundertsechzig Jahren.

Brief des Pfarrers Johann Heinrich Krippenstapel in Cremitten an Frau Pastor Wachs in Colberg. (6. Juni 1752.)

(Mitgeteilt von Oberlehrer Dr. R. Sannke in Köslin. Altpr. Monatschrift. 1892.)

Wohl=Schwürdige

Meine insonders Hochzu=Chrende und sehr liebe und werte Frau Pastorin, geneigte Freundin!

a ich an jezo nicht mehr, wie vor diesem, in Person zu Ihnen kommen, und sehen kann, wie Sie sich befinden, so kann ich nicht unterlassen, Sie mit gegenwärtigem Schreiben zu besuchen, und mich nach dero Wohlbefinden ergebenst zu erkundigen, und zu wünschen, daß der große Gott Sie stärken, erhalten und täglich mit neuer Barmherzigkeit krönen wolle. So dann aber nehme mir auch die Freiheit, Ihnen zu berichten, was und wie ichs zu Cremitten in Preußen gefunden habe, und zugleich zu bitten, mir den Herrn auch für dasjenige Gute, so er mir an diesem Orte im leiblichen zuwendet, mitloben und preisen zu helfen. Die Kirche ist wenigstens ebenso groß, wie die Schlawische, sie hat eine schöne Orgel, fürtreffliches Altar, herliche Gedächtnißfahnen, ein ansehnliches und großes Crucifix in der Mitten, eine gute Sacristey, sehr pretiöse Decken auf dem Altar auch 10 große und köstlich ausgearbeitete silberne Kelche und Kannen und überhaupt ist die ganze Kirche mit Gold und allerlei Zierarten ansehnlich ausgeschmückt.

Die Herrschaften, und mehrenteils adeliche, so zum Cremittischen Kirchspielgehören, sind folgende: 1. Die Frau Capitain von Pzinger 2. Herr Major von Wallenrodt 3. Herr Hoff=Gerichts=Rath von Schlieben 4. Herr Rittmeister von Platen 5. Herr Graff von Wallenrodt 6. Herr Major von Brinck 7. Herr Marschall

von Bieberstein 8. Frau Präsidentin von Perbant 9. Herr von Grotthuff 10. Herr Oberförster Lange 11. Herr Burggraf Sud 12. Herr Amtmann Weissenstein, und so dann auch noch viele Arendatores. Der Dörfer und Örter des Kirchspiels aber sind an der Zahl 23. Das Pfarr-Haus ist vor 19 Jahren ganz neu und massiv erbaut worden; Es hat einen geräumigten Hausflor, eine gar schöne Küche, 6 große Stuben, 4 Kammern und viele andere gute Gelegenheiten nebst einem langen Boden. Der Hausflor und die Stuben sind alle schön und gerade gediehl. Die Fenster bestehen insgesamt aus großen Ruthen; in jeder Stube ist ein zierlicher Ofen, vor den Fenstern sind überall Läden; unten ist ein großer gewölbter Keller. Das Back- und Brauhaus ist wie die Widdem gleichfalls mit Ziegeln gedeckt, und hat auch einen schönen gewölbten Keller wie auch guten Kornboden. Die Scheune hat 2 Thöre jedes mit 2 Flügeln und ist 136 Schuh lang. Der Schöppen für das Vieh ist auch von eben derselben Länge und wie das Pfarrhaus mit Kalk angestrichen und geweißt. Der ganze Hof aber ist 200 Schuh breit und 300 Schuh lang; daher derselbe recht ansehnlich läßt. Hienächst gehören zur Pfarre auch noch 2 Häuser, davon jegliches gut so groß ist, wie das Bellinsche Pfarr-Haus. Diese Häuser kann der Prediger mit Inst-Leuten besetzen, welche ihm, so wohl Männer als Frauen das ganze Jahr hindurch, für halbes Tagelohn, wo und wozu er sie nötig hat, dienen, und dabei jährlich auch ein halb Schock Flachs umsonst spinnen müssen. Auch befinden sich bei der Pfarre 2 Obst-Gärten 1 Geköch-Garten, 1 Lustgarten und 1. Roßgarten, der Lustgarten ist Circul-rund, und zwar so, daß der Zaun den 1ten und äußersten Circul ausmacht; der 2te aber bestehend in einer Heubüchsen dichten Hülle; der 3te aus Cristorberenstrauch; der 4te aus lauter gerade gewachsenen hohen Linden; der 5te aus Johannis-Berenstrauch, der 6te und innerste wieder aus sehr hohen graden Linden. Zwischen diesen Circuln ist allemahl ein sehr anmutiger runder Spaziergang. Mitten auf dem innersten runden Platz aber steht ein fest gemachter Tisch, und so wohl umb den Tisch herum, als zwischen den innersten Linden so durch einandergeflochten gewachsen, daß man in allen Gängen, auch wenn es regnet, ganz trocken bleiben kann.

In dem Roß-Garten gehen anjeko die meiste Zeit 1) meine 4 Pferde, so zu meinem eignen unterweiligen Gebrauch halte, und so denn meines Arendatoris 16 Stück Pferde, wovon jedoch mir 6 ebenfalls gehören, die dem Verwalter nur zum besatz gegeben habe; ich habe ihm auch eins von den Häusern ein gegeben, welche ich mit Instleuten besetzen kan. Daher incommodiret er mich in meinem Hause garnicht. Auch habe ihm Wagen Schlitten und Pflüge und Eggen zum besatz gegeben, weil er selbst in p. so viel hatte als zur bestreitung des Pfarr-Ackers nötig ist, jedoch mit

der Bedingung, daß er mir einmal alles in derselben Tage liefern soll worin er solches von mir durch einen Land-Geschworenen übergeben bekommen hat. Die Arende, so er mir jährlich für 4 Huben samt deren dazu gehörigen Wiesen abzutragen hat, besteht in 50 Thalern barem Gelde; so den aber muß er mir als ein Ausgeding auch noch geben 30 Scheffel rein Korn, 4 Scheffel Erbsen, 10 Scheffel Haber imgleichen Stroh, Futter und Streu für 4 Pferde 3 Kühe und 4 Schafe wie auch Streu und Hinterkorn vor die Schweine; imgleichen 6 wohlbeladene Aust-Wagen mit Heu. Den Roß-Garten habe ich mit ihm gemeinschaftlich, die übrige Garten habe ich alle vor mir allein behalten. Die Winter-Saat sowohl als auch die Sommer-Saat, wie auch die Einackerung beiderlei Saaten, habe ich theils der verwittweten Frau Pastorin; theils dem Arendatori bezahlet, dergestalt, daß, wenn Arendator einmahl abziehet, er mir das ganze Winter- und Sommerfeld befäet samt dem von mir erhaltenen besatz an Pferden und Hoff-Geräthen richtig wieder darliefere muß, und es mir nicht schwer fallen kann, die Wirtschaft nach meinem belieben und göttlichen Willen einmal selber anzutreten. Es hat dieser Arendator schon 15 Jahr auf eben diesem Ort unter meinem seel. Vorfahr gewohnt, und den Acker bearbeitet. Dahero er dessen kundig ist, und ich glauben kan daß er die Arende ferner richtig abtragen werde. Die ganze Ausfaat besteht in 68 Scheffel Winter-Korn, in 66 Scheffel Gerste, 40 Scheffel Haber, 12 Scheffel Sommer-Korn, 14 Scheffel Erbsen und 3 Scheffel Wein-Saat. Auch gehören zur Pfarre 4 schöne ziemlich große und Fischreiche Teiche, welche auch vor mir allein behalten und nicht mit verpachtet habe.

Von Sr. Majestät dem Könige als dem einzigen Patrono dieser Kirche, bekomme ich jährlich 80 Fuder Holz, von der Kirche quartalitor 41 fl. 20 gl. bar Geld, und von der Gemeinde 107 Scheffel Gersten 107 lebendige Gänse und 107 Topffe Flachs, von jedem Kinde das eingeseget wird auch eine lebendige Gans. Dergleichen Kinder kommen allhier Sommer und Winter wöchentlich 2 mahl zum Prediger. Jetzt kommen auf 120 zu mir. Zu Tauffen zu begraben, und zu berichten ist allhier alle Woche genug. Communion ist alle Sonntage. Beichtgeld giebt der allergeringste Mensch 1 Dütchen, das ist 3 Dreyer. Das erstemal brachte ich Beichtgeld aus der Kirche 7 Reichsthaler.

Geschänke werden fast alle Tage ins Haus gebracht. Insonderheit habe innerhalb 4 Wochen zum Anfange bekommen ein schönes neues Himmelbettstelle mit einer blau angestrichnen u. verguldeten Krone 1 Stück Butter 1 frisches Brod 1 Gericht Fische 1 Kurre so 15 junge Endten führet 1 Kurre so 12 junge Kurren führet 1 Tonne Bier 2 Scheffel Haber 2 Säcke Hechfel 1 Fuder Heu 1 Fuder Stroh 1 lebendiges Schwein wiederum

1 Tonne Bier 1 Seite Speck 1 Schinken 6 Scheffel Roggen
 1 Sack mit Weizen Mehl 1 Sack voll geschelter Back-Fiegen(?)
 von einem Herrn von Adel 24 Thaler baar Geld an lauter neuen
 Thalern; hernach von andern wiederum ein Schinken 1 Stück
 Butter 4 Scheffel Gerste eine halbe Tonne Bier, 2 Stück frische
 Butter, schöne Hechte, 1 Ferkelchen, wiederum Butter-Milch 2 wilde
 Endten 2 Knoppen Flachs wiederum eine ganze Tonne Bier
 1 Korb voll Pflanzen 1 Stück Butter 1 Schüssel voll Schwand
 (sic) und Glomse das ist süßer und weicher Käse mit Rohm
 begossen; schon wieder Schwand und Glomse nebst 2 Stück frischer
 Butter 2 Pfingst-Fladen 1 Stück frischer Butter wiederum Schwand
 mit Glomse 1 schönes Pferd 4 wilde Endten Fische 1 Schaff,
 anderthalb Topf Flachs 1 Ferkelchen 1 Stück Butter 1 Huhn
 abermahl ein Huhn 1 Lam 3 wilde Endten 1 schönen Tisch
 1 Huhn Fische 1 Korb voll Eyer 1 halbe Tonne Bier (das ganze
 Bier wird in dieser Gegend mehrentheils von 3 Scheffeln gebrauet)
 1 Braten 1 Lam 1 Tonne Bier 1 neues Bücher-Repositoryum,
 einen Drehstuhl 1 Kuchen 1 Stück frische Butter, 1 Schaf
 wiederum frische Butter, jetzt auch wieder ein Pferd und 1 Kanne
 mit süßer Milch; Außerdem habe Zeit meines Hiesseins an barem
 Gelde ein genommen 1 Vierteljähriges Salarium, so nebst den
 Accidentien 56 Thaler aus macht.

So offenherzig und vertraut schreibe ich Ihnen alles meine
 sehr liebe und werthe Frau Pastorin, und wünsche, daß Sie
 mich einmal besuchen und selbst sehen könnten, was der Herr
 an mir gethan hat. Ich bin viel zu gering solcher Barm-
 herzigkeit und Treue, so er nur seinem unwürdigen Knechte
 erzeiget; allein, es gefällt ihm, diejenigen, so ihre Unwürdigkeit
 und tiefes Sünden-Glend lebendig erkennen, und Jesum im Glauben
 ergreifen, und in der That und Wahrheit von der Welt nichts
 mehr haben, und mit wenigem zufrieden seyn und ihm möglichste
 Treue beweisen wollen, oftmals auch schon in diesem Leben mit
 vielem Guten zu seegen. Gott helfe unserer Schwachheit, und
 mache uns selbst so wie wir seyn müssen wann wir Exempel
 seiner Barmherzigkeit seyn und werden wollen in Zeit und
 Ewigkeit! Sie aber sehr liebe Frau Pastorin! werden gebethen,
 die große Güte Gottes mir hochpreißen und loben zu helfen für
 alles Gute, so der Herr mir in meinem gegenwärtigen Zustande
 erzeiget. Denn bloß aus der Ursach, und zu dem Ende, habe
 ich denenselben hiemit ausführlich schreiben und berichten wollen,
 wie ich zu Exemitten stehe, zumahl da ich weiß, daß dieselben eine
 aufrichtige Freundin von mir seyn, und an meinem Weh und
 Wohl wirklichen Antheil nehmen.

Von der verwittweten Frau Pastorin habe für 700 fl. allerley
 Mobilien, Hausgeräth, Hoff und Zeug, wie auch den Besatz und das

Inventarium, so der Arendator bey Ihrer Zeit von ihr gehabt, behalten; Sie hatt auch eine schöne große Kutsche, welche sie selbst behalten und mit nach Coenigsberg genommen; eine mit gutem Tuch neu ausge Schlagene halb-Chaise aber habe von ihr auch genommen. Das Pfarr-Haus ist wie schon gemeldet groß, allein es sind gottlob! schon alle Stuben voll, ja es sieht sonder Ruhm, recht schön darinnen aus. Ich war schon bereit, zu Bessin zu leben und zu sterben, und hätte mit vollkommener Zufriedenheit in dem dasigen Pfarr-Hause wohnen würden, allein der HErr der Liebe hatte mir ein mehreres zuge dacht, und macht mich durch seine große und mannigfaltige Güte in einer besonders angenehmen Gegend recht beschämt. Neider und Lästere r giebt es in dieser argen Welt auch; allein der HErr wird sie alle zum Schemel seiner Füße legen, wofern sie nicht in tiefster Demuth sich zu ihm bekehren werden. Auch habe hochmütige Leute vor etwa 4 Jahren gesehen, welche reich waren, und in der Welt florierten; jezo aber sind sie bereits von Gott geschlagen und in den Staub darnieder geworffen worden. Gott ändere alle dergleichen unerträglichen Leute, welche an solchen Lastern laborieren, und bewahre uns dafür; ja er wolle uns in unsern eignen Augen Nichts werden und, uns seyn und bleiben lassen, und Gnade verleihen, daß wir immer nach dem ewigen und himmlischen vornehmlich trachten mögen!

Was macht denn die liebe und gnädige HErrschaft in Bessin? Gott segne meinen gewesenen lieben HErrn Patron, des HErrn von Naßmer Hochwohlgebornen in Jesu Christo doch recht reichlich! wie befindet sich deßen liebe Frau Gemalin? sind sie nun mehro völlig wieder genesen? Gott setze sie zum Segen immer und Ewiglich und schenke derselben all das Gute in Zeit und Ewigkeit, was ich ihr vom Grunde meines Herzens wünsche! Wie des HErrn Patroni gnädige Frau Mama, und deßen Fräulein Schwester? wie die sämtliche kleine HErrschaft? Der HErr zeige ihnen sein Heil täglich, und thue ihnen die ganze Fülle der Gottheit auf, daß Sie daraus allezeit nehmen mögen Gnade um Gnade! Wie Dero Geerthe und liebe Frau Tochter, HErr Sohn zu Taldenhagen und deßen kleine Jungfer Tochter, so bey meiner werten Frau Pastorin im Hause ist? Der allmächtige Gott beweiße sich von Ihnen allen als Vater Mutter und König, und nehme sich Ihrer Seelen herzlich an! Was machen denn des H.E. Inspectoris Cummerow HochEdlen zu Warbelow und deßen geehrte Frau Liebste und werte Kinder. Was mein gewesner lieber Küster? Hier habe ich einen Organisten und 4 Schulmeister. Wie gehts dem neuen Colono zu Bessin? ingleichen dem Jaenow in Cromgen? Der gute Mann hat nicht Abschied von mir genommen; ich wünsche aber doch, daß es ihm mit den lieben Seinigen allezeit wohl, ja recht nach seines eignen Herzens Wunsch gehen möge.



Was macht endlich die ganze, Werthe Bellinsche Gemeinde? ich bitte alle und jede bey Gelegenheit besonders viel 100,000 mal von mir zu grüßen.

Der hiesige Adel ist sehr liebreich, gutthätig und converfabel. Gott erhalte und schmücke denselben mit Preiß und stetem Wohl-
ergehen bis ans Ende der Welt! Von meiner Frau habe ich herzlich und vielmal zu grüßen;

ich aber empfehle Sie der göttlichen Obhut, und Gnade, grüße auch Tit. des Herrn Past. Muzels geehrtes Haus zu Manow, und verharre mit vieler Liebe u. Hochachtung

Ew. WohlEhrwürden
Meiner besonders Hoch zu Ehrenden und sehr lieben
u. werthen Frau Pastorin
zum Gebeth verbundenster und ergebenster
Diener

Joh. Heinrich Krippenstapel.

Cremitten d. 6. Junii 1752.

P. S. In meinem Hause habe ich gottlob! schon 7. eigene Tische, darunter einige ganz neu erst verfertigt und vom Mahler angestrichen worden. Stühle habe 2 Duzend; sie sind auch alle ganz neu und mit schönem Berlinischen Zeug beschlagen, ingleichen 4 neue theils angefärbte, theils zierlich ausgelegte große Schaffe in der Stuben; ein großes und mit vielen Fächern und Schauf-
laden versehenes und ausgelegtes Comtoir, 3 Himmelbettstellen, 2 sind ganz neu mit angefärbten und verguldeten Krohnen, 3 große Spiegel, der große ist 4 Schuh lang, 2 Eck-Schenk- und Gläser-Schaffe nach Art der Pyramiden, jedes 10 Schuh lang, das eine ist gemasert, das andere aber grün angestrichen und stark verguldet. Auch habe zwei gehende Stuben Uhre mit schönen Gehäusen. Schweine habe schon 4 große und 6 Ferkelchen. Der Keller und die Speise Kammer sind beide ganz voll 1000 1000 mal sey dir liebster Jesu Dank dafür.

Sollten die Frau Pastorin, so gütig seyn, und mich wieder mit einem Schreiben beehren und erfreuen wollen, so ist meine Adresse per Coenigsberg en Prusse et Pehlacken (Behlacken)

a

Cremitten.

(Am Rande quer geschrieben): Das Rind=Vieh ist allhier alles ausgestorben. Dahero man nur hin und wieder eine Kuh oder Ochsen zu sehen bekommt. Glucken und Keuchel habe ich gottlob! an der Zahl zusammen 48.

2 Magde halte ich jetzt und 1. Mittelfknecht.

Dieses kleine Schriftstück habe ich unverkürzt wiedergegeben, weil in ihm sich nicht nur die Denkweise, sondern auch die Lebensweise des Schreibers getreu widerspiegelt und wir außerdem durch dasselbe einen interessanten Einblick in das Pfarrhaus und die wirtschaftlichen Verhältnisse der Pfarre empfangen.

Selten waren die Pfarrhufen verpachtet. Der Pfarrer wirtschaftete selbst und fühlte mit der Gemeinde Segen oder Mißwachs lebendig mit. An barem Geld freilich war oft Mangel; mehr als 50 Gulden im Vierteljahr brachte selten eine Pfarre an Gehalt. Für die verpachtete Hufe wurde fast nie mehr als 15 Taler jährlich an Pachtzins gezahlt. Es kam vor, daß im Pfarrhause wochenlang kein Achtehalber aufzutreiben war, und doch konnte von eigentlicher Not keine Rede sein, wenn nicht gerade eine Mißernte eingetreten war. Denn die Lebensmittel wurden bei den schlechten Wegen, die zur Stadt führten, nur zum kleinen Teile abgesetzt, und der Pfarrer hatte oft schon an den Ertrag der reichlich dargebrachten Kalende und „des guten Willens“ für den Lebensunterhalt genug.

Der Pfarrkämmerer trat mit den Dienstleuten bei Sonnenaufgang an das Fenster des Schlafzimmers, welches der Pfarrer öffnete, um das Gesinde zu zählen und ihm mit einem Morgenruß die Arbeit anzuweisen. Der Mann erhielt für den Tag 40 Pfennig, die Frau höchstens die Hälfte an Lohn. Sie arbeiteten im Sommer barfuß, im Winter trugen sie Gänserümpfe, welche aus Weidenholz geschnitten und mit Stroh gefüllt, dem Fuß die erwünschte Wärme gaben. Abends kamen alle Mägde, auch die Hirten und Hütungen zum Spinnen auf die Spinnstube in die Pfarre, die durch ein vom Balken hängendes Öllämpchen spärlich erhellt wurde. Ein Kind des Hauses blieb in der Spinnstube, um die Arbeiter zu beaufsichtigen und ihre allzu große Redelust einzudämmen.

Die Pfarrfrau prüfte die gesponnenen Talle Garn, indem sie dieselben durch einen Ring, oft durch den Trauring, zog. Ging das Garn nicht hindurch, so mußte es noch einmal auf die Spindel. War die Pfarrfrau im Hause nicht zu finden, so wurde sie auf der Hedekammer gesucht, wo sie stundenlang Flachs und Garn fortierte. Ihre beste Leinwand mußte glänzend und dünn sein wie weiße Seide. Für jede Tochter wurde, wenn sie noch in den ersten Lebensjahren war, der „Brautkasten“ angelegt, der sich im Laufe der Jahre mit schneeigem Lein füllte und den Stolz der Hausfrau bildete. Die Pfarrtöchter heirateten meistens Geistliche, blieben sie unversorgt, so fanden sie im Hause ihrer Brüder Aufnahme. Für die Witwen der Pfarrer war durch Witwenhäuser sowie durch angesammelte Kapitalien besser geforgt als für die Witwen anderer Beamten. Sie blieben in der Gemeinde, welcher

ihr Mann einst gedient hatte, und ernteten die Liebe, die er gesäet hatte.

Dem altersschwachen Pfarrer wurde der Adjunkt »cum spe succedendi« zur Seite gestellt, der oft zu dessen Hause in verwandtschaftliche Beziehungen trat.

Die Obst- und Bienenzucht brachten dem Pfarrer, welcher in der Nähe der Stadt wohnte, erwünschten Zuschuß. Es mag auch in Ostpreußen mehrere Geistliche gegeben haben, wie den alten Pfarrer Piper, der einen Sohn von dem Ertrag der Obstzucht, den andern von dem Ertrag der Bienenzucht studieren ließ. Der erste führte auf der Universität den Namen „Appel-Piper“, der zweite hieß „Immen-Piper“.

In dem Kalender der Musen und Grazien für das Jahr 1797 befinden sich nur Gedichte eines Pfarrers Friedr. Wilh. Schmidt, die zum größten Teile das Pfarrhaus und das Leben in demselben besingen. Das Exemplar, welches ich von einem Vorfahren überkommen habe, enthält zahlreiche Lieder eines ostpreussischen Geistlichen, die er 1797—1800 auf die freien Blätter des Kalenders schrieb. Einige Verse des Büchleins mögen folgen:

Ah ich kenne dich noch, als hätt' ich dich gestern verlassen,
 Kenne das hängende Pfarrhaus noch mit verwittertem Strohdach,
 Wo die treu'ste der Mütter die erste Nahrung mir schenkte,
 Kenne die Balken des Siebels, wo längst der Regen den Kalk schon
 Losgewaschen, die Thür mit großen Nägeln beschlagen.
 Kenne das Gärtchen, vorn mit spitzem Staket, und die Laube,
 Schräg mit Latten benagelt und rings vom Samen der dicken
 Ulme des Nachbarn umstreut, den gierig die Hühner sich pickten.
 Nimmer, nimmer vergeß ich der herrlichen Schaufel von Stricken,
 Die an den Rußbaum selbst ich geknüpft, der Pfütze des Hofes,
 Wo nach dem Regen die Enten sich wuschen, wo öfter ich mutig
 Rechte die zischende Gans, die die wolligen Kleinen in Schutz nahm,
 Jenes Winkels im Hof, wo der Altis hinter dem Holzstoß
 Schlaw sich versteckte, wo forschend ich hinter den modernden Brettern
 Hühnereier oft fand, die jauchzend der Mutter ich brachte.
 In der Mitte des Hofes die Futterraufe, die müßig
 Oft ich herumgedreht, der Scheune durchlöcherne Lehnwand,
 Von den Bäumen des Gartens beschattet, wo einsam die Elster
 Haußt und auf kleinen Rabatten mit hohem beschnittenen Burbaum,
 Eingefast mit Salbei, die schönen Johannisbeerbüschle,
 Nicht viel größer als ich, mit roten Trotteln mich lockten.
 Möchte die Zeit mit geschäftiger Hand doch alles zerstören,
 Wenn, o Dörfchen, nur du die Gestalt, die ich kenne, bewahrtest.
 Wenn ich von keinem gekannt in deine Stille mich schleiche,
 Sind ich des Kirchhofs Mauer vom Wind und Wetter zerbröckelt
 Noch? Die geflochtenen Ränne mit lila blühenden Disteln
 Und die Schmiede dabei mit dem abends funkelnden Schornstein?

Das Pfarrhaus wird besungen, wie es von Ulmen beschattet,
 auf seinem grauen gelbgeslickten Strohdach das Storchnest trägt,

zu dem die lange Feuerleiter hinaufzuführen scheint. Die Fenster haben runde, vom Alter grüingefärbte Scheiben, an deren braunen Fensterladen sich der mit Bast gebundene Wein rankt. Auf dem Hof knarrt unter dem Gewicht des großen Feldsteins der „Ziehborn“. Am kleinen Backhaus stehen Ofenwisch und Fladenschieber.

Wie es aber im Pfarrhause aussieht, erzählt uns das Gedicht: „Der Frühlingstag auf der Dorfpfarre“, aus dem einige Verse folgen mögen:

„Nun ist Weibchen erwacht, erwacht die fröhliche Kleine,
Die, vergehend des Breis im irdenen Tiegel, dem Vater,
Ohne ein Aug zu wenden, mit großer Verwunderung zukuckt,
Wie aus gewaltigem Napf ihm so süß die geronnene Milch schmeckt.
Dreist ihn packend nachher bei Nütz und Nase beginnt sie
Zuchend in seinen Armen den Tanz, indessen die Hausfrau
Wischend viel und kehrend die lustige Stube gepuzt hat.
Klein ist der Bücherschrank, wo lange der glückliche Mann nun
Weilet in trautem Gespräch mit längst vermoderten Weisen,
Wo er innig vertraut mit jener himmlischen Wahrheit:
„Brüder wir all und Kinder des liebenden Vaters im Himmel“,
Sinnst sie so zu verkünden, daß Jung und Alt sie verstehn kann,
Bis der liebliche Duft von Eiertuchen und Zwiebeln
Sich allmählich vorschleicht hin zu des Lesenden Drehstuhl,
Und mit unsichtbarer Gewalt den Quartanten ihm zuklappt.
Fröhlich steigt er — macht Liebchen noch keine Hoffnung zum Essen —
Hoch ins Türmchen, umschrien von hundert scheltenden Schwalben,
Rings zu schaun, ob vielleicht ein längst erwarteter Städter
Oder ein ehelicher Nachbar zum Mittagessen noch komme.“

Nach der herrlich schmeckenden Mahlzeit schlendert der Pfarrer mit seiner jungen Frau heiter ins Dorf.

„Freundlich stehn sie oft still und reden gern mit den alten
Müttern, welche im Arm flachshaarige Buben und Mägdelein
Tragen, oder aufs Gras zu den Küchlein führen am Leitband.
Dörtchen sammelt im Gehn Schafgarb und runzlichte Morcheln,
Während der liebende Mann vom Stamm ihr niedliche Querle
Schneidet und schält und Birken, ihr Wasser zu sammeln, sich anzapft.“

Nach einem Gang in das Wäldchen und einer Rahnfahrt auf dem Fluß kehren sie in der Dämmerung zur Stätte ihres idyllischen Glückes zurück. Das Gedicht ist würdig der vortrefflichen Chodowiekischen Kupferstiche, die es in reicher Zahl schmücken. Wir finden in demselben Bändchen Lieder, die der Pfarrer für seine Bauern gedichtet hat, für die Ernte, für den Jahrmarkt, an die Dorfschenke, und zum Schluß „Lieder für Landmädchen, beim Welken der Röhre zu singen“. Aus allen tönt ein warmer Sinn für die einfachen Freuden der Natur, von denen der arme Städter nur vom Hörensagen etwas weiß.

„Ha, wollt ihr nicht in euren Mauern
Des Lebens kurzen Tag vertrauern
In Überdruß, in Lug und Trug,
So kommt zu uns und werdet klug.“

Möchte diese lebendige Freude an Mutter Natur, in unserer Zeit der Landflucht, aus dem Pfarrhause in die Gemeinde bringen, auch die Freude am Volksliede, das in Ostpreußen so viele Blüten, besonders in Litauen, getrieben hat, sich mehren! Unser Landvolk singt sehr wenig bei der Arbeit, und doch gehört Gesang und Feldarbeit zusammen.

Kapitel IV.

Das pietistische ostpreußische Pfarrhaus.

Mit einer unvergleichlichen Wärme und Anschaulichkeit gibt uns Theodor Gottlieb von Hippel, geboren 1741 zu Gerdauen, das Bild des elterlichen Pfarrhauses. Es wehte in ihm ein pietistischer Geist. In dem seinerzeit berühmten Roman: „Lebensläufe nach aufsteigender Linie“ schildert er mit köstlichem Humor den Vater, welcher auf seine Ahnen, die adligen Geschlechts waren, einen geheimen Privatstolz hatte, und die Mutter, die sich wiederum des levitischen Geschlechts rühmte, aus dem sie stammte. „Mein Vater war, wenn ich so sagen soll, geboren, von der andern Welt zu reden. Seine Seele, man fühlte es, war im Buch des Lebens eingeschrieben und einer Veredelung durch den Tod so gewiß, daß, wenn er davon sprach, man glauben mußte: er würde verklärt. Drei Viertel war er dort und nur ein Viertel hier. Gott schenke mir, wenn mein Stündlein vorhanden ist, die Empfindungen, die damals in meiner Seele hervorschoffen, als er mir den Himmel zeigte. Mir fielen die Worte aufs Herz: „In meines Vaters Haus sind viele Wohnungen“ — mein Vater war ein Kind, um mit einem Kind zu reden, und ich fand an mir erfüllet, was von den Kindern geschrieben steht: ihrer ist das Reich Gottes Ich kann es nicht schicklicher anbringen, daß meine Mutter bei aller Gelegenheit feierlich war. Es ward im Pastorat mit nichts anders als mit Weihrauch geräuchert: alles, was meine Mutter vornahm, ward besungen. Dieses ist der eigentliche Ausdruck. Die Natur hatte sie mit einer sehr melodischen Stimme ausgestattet. Sie fing, sobald ihr etwas zu Herzen ging, einen Vers eines bekanntnen geistlichen Liedes in bekannter Melodie aus freier Faust zu singen an, den alles, was zu ihrem Departement gehörte, mit anzustimmen verbunden war. Sie sang mit Kind und Kind. Es war daher natürlich, daß jedes, so bei ihr in Diensten war, Probe singen mußte, weil außer dem Hausdienst auch eine Art von Küsterstelle durch jedes Mädchen vergeben wurde. — Die singende christliche Hausgemeinde war

noch an den Worten: „und was mich kränkt, das wende durch deinen Arm und Kraft“ — und rasch fing meine Mutter an, als wenn sie festen Fuß fassen und occupieren wollte: „von Paul Gerhard“ „Nach dem Luther,“ sagte sie, „muß ich stehen, keinen bessern Liederdichter als Gerharden zu kennen. Er und Rist und Dach sind ein Kleeblatt, das auserwählte Rüstzeug, Luther aber die Wurzel. Gerhard dichtete während dem Kirchengeläute, könnte man sagen. Ein gewisser Druck, eine gewisse Beklommenheit, eine Engrüstigkeit war ihm eigen. Er war ein Gast auf Erden, und überall in seinen 120 Liedern — ich wünschte wohl, es wären einhundertsiebenzig wegen der sieben — ist Sonnenwende gesäet. Diese Blume dreht sich beständig nach der Sonne, und Gerhard nach der seligen Ewigkeit.“

Dieses Bild des elterlichen Hauses vervollständigt Hippel in seiner Lebensbeschreibung, die er hinterlassen hat. Zu leiblichen Übungen wurde er von dem pietistischen Vater nicht angehalten, in der geistigen Ausbildung aber wurde der Knabe zu stark angestrengt.

„Es ward in unserm Hause alle Abend gemeinschaftlich gebetet. Nachdem zuvor ein kurzes Lied gesungen war, betete mein Vater, wie es hieß, aus dem Herzen, dann wurden noch einige Gebete allein gesagt, und zum Beschluß wieder gesungen. — In der Regel war ich, so lange ich mich in meines Vaters Lehre befand, verpflichtet, die Predigten durchaus nachzuschreiben, und zwar lateinisch, und dann war es üblich, daß ich sie des Sonntags Abends ihm entweder lateinisch oder deutsch wörtlich hielt. Ich sprach beständig mit ihm lateinisch: das Griechische übersezte ich nach damaliger Weise ins Lateinische, ohne daß ich hiervon Nachteile bemerkt hätte. Die Mutter, von Natur witzig und leichten Sinnes, ward bei der christlichen Richtung ihres Gemüts durch ihre natürliche Art oft in große Gewissensnot gebracht. Ihr Leichtsinn brach, wenn ich so sagen darf, nie in Handlungen aus, aber ich glaube, daß sie auch schon manches witzige Wort traurig gebüßt habe, wenn es dann donnerte oder sie zur Kommunion gehen wollte. — Gott, wie habe ich zuweilen ihre Seele ringen sehen, Dinge nicht erfüllt zu haben, die kein Mensch erfüllen kann. Wie hat sie gebetet, gewacht, gerungen, sich selbst gekreuzigt! Ihr liebevolles Herz verging in diesem Elende, weil es fürchtete, sich noch nicht genug wehe getan zu haben Späterhin nahm ich mir oft die Freiheit zu sagen: „Liebe Mutter, lassen Sie doch ab von ihrer Angstlichkeit! Wahrlich, Sie sind nicht blos in Gottes Händen, sondern auch in seinem Arm und Schooß!“ — Sie hütete sich zu dieser Zeit, mir ihre Seelenleiden merken zu lassen; allein ich glaube gewiß, daß sie im Stillen zu kämpfen nie aufgehört hat, bis sie überwunden hatte. Überwunden! O! du mir unver-

geßliche teure Mutter, die du mich unter deinem Herzen getragen und bloß darum nicht an deiner Brust gefäuet hast, weil es die Ärzte widerriethen und weil alle meine mir vorhergegangenen Brüder darum als Kinder hinstarben — genieße unter den Vollendeten des Herrn deinen Lohn! Du warst hier schon vollendet! Ein edles, gutes, würdiges Weib! Du warst es schon hier, und wirst es dort ohne die marternde Furcht und Zittern sein, womit du schafftest, daß du selig würdest. Abgewischt sind die Bußthränen von deinen Augen, und wahrlich, du bist eingegangen zu deines Herrn Freude.“

Außer der liebevollen Zeichnung seiner Eltern gibt Hippel uns noch in wenigen Zügen ein warmes Gemälde einer Pfarr-ehe der Frau Regine Hippel und ihres Mannes Bernhard, welcher der Adjunkt seines Großvaters gewesen war.

„Regine war Ein Herz und Eine Seele mit Bernhard. Wenn er gleich außer seinem Hause Lanzen brechen mußte: hat doch selten ein Ehemann so viel Hausfrieden gehabt. Der Friede Gottes, welcher höher ist als alle Vernunft, war in und mit diesem Priesterhause. Er sprach den Segen über seine Gemeinde und sie zu Hause. Friede sei mit dir, war ihr Wesen und Sein. — Da er am 4. Adventssonntage gepredigt und zur Freude in Gott bei dem bevorstehenden Weihnachtsfeste aufgefordert hatte, ging er ein zu seines Herrn Freude und gab seinen Geist voll herrlicher Weihnachtsgedanken auf. — Sie war so keusch, sagte ihr Leichenredner, und wenn ich mit Paulo reden soll, sie war so schüchtern, daß sie auf Rat ihrer Freunde „Ja“ sagte, wie die Pathen Ja sagen. Sie hatte ihren Bräutigam nur halb gesehen, aber sie sah auf Gott. Wahrlich, sie zog in Segen mit diesem Manne. In ihrer Ehe war sie eine exemplarische Priesterfrau und eine geduldige Kreuzträgerin. — Mit Wonne erinnere ich mich noch der jungen Hühner, die ich auf einem Besuche in ihrer stillen Wittwenhütte aß; noch riech' ich die gestreuten Tannen; noch entzückt mich die Simplizität ihrer Wohnung. Wie lebhaft schwebt dies alles vor meinem Auge! Ich habe ein Bild hiervon auf den Hufen (auf seinem Landhaus) entworfen, wodurch indeß das Original bei weitem nicht erreicht ist, und so oft ich in mein sogenanntes Bauernstübchen komme, bin ich im Pfarrwittwenhaus zu Löwenstein. Die Gemeinde hatte ihr gutwillig dies Haus gebaut und liebte sie als schätzbaren Nachlaß eines so unvergeßlichen Mannes. Sie war dagegen in ihrer Erkenntlichkeit so bescheiden, daß man sie fast für undankbar hätte halten können; sie wollte nicht die Eifersucht des Pfarrhauses auf sich ziehen und zum Mißvergnügen auch nur unschuldig Gelegenheit geben. Ihre Lebensart war fein, so fein als man sie sich nur denken kann. Freilich, wenn man einen gewissen Wortprunk zur Lebensart rechnet, so

würde sie unfehlbar im Bloßen geblieben sein; allein das, was wirklich den Namen Lebensart verdient, ist allen eigen, die man wie sie eine Beterin nennen kann. Es giebt einen gewissen Umgang mit Gott, den man z. B. einigen Herrnhutern nicht absprechen kann. Die Ehrfurcht und Liebe zu dem Wesen aller Wesen, die christliche Verbindung von Majestät und Vaterschaft wirkt auf eine reine Seele, auf ein schuldloses Herz so schön und liebenswürdig, daß mir der Anblick solcher Kinder Gottes das Schönste ist, was ich je gesehen habe. Wenn ich bildlich reden wollte, so würde ich sagen: Gott neigte sich zu solchen Seelen; ein Strahl seines Lichtes fällt auf sie. Ihr fester prophetischer Glaube, daß ein Gott sei, der da lebet und regieret, macht sie so frei, so froh, so selig, daß eine gewisse Klarheit sich in ihnen spiegelt, die meine Beschreibung übersteigt. Es hat kein Auge gesehen, kein Ohr gehört, es ist in keines Weltmenschen Herz gedrungen, was der Herr bereitet hat, denen, die ihn lieben. Ihre Sprache des gemeinen Lebens wird durchs Gebet geheiligt, und ist, wenn gleich schön und deutlich, doch so edel, vom Herzen kommend und zu Herzen gehend, daß man den Umgang nicht verkennen kann, dessen sie gewürdiget sind."

Hippel sagte nach kurzem Studium der Theologie Valet. Er wurde Polizeipräsident von Königsberg, kam zu Reichthum und erhielt den Adel. Neben den beiden Pfarrersöhnen Lichtenberg, geboren 1742, und Jean Paul, geboren 1763, entwickelte er sich zu dem bedeutendsten christlichen Humoristen der klassischen Literatur. Dennoch rät er in seinem Testament den Verwandten zur Theologie, ein Beweis, wie heilig ihm die Erinnerung an das Pfarrhaus seiner Eltern geblieben.

Er schreibt: „Ist je eine Lebensart, bei der ihr Mittelmäßigkeit und Studieren,“ beides halte ich aufs höchste empfohlen, „verbinden könnet, so ist's der geistliche Stand, und diesem, ich bitte euch, widmet euch, soweit es immer möglich ist. Wo ist ein Beruf in der Welt, der diesem gleich kommt? Zwar, ich gesteh' es, daß er besonders in den preussischen Staaten zum größten Teil wenig Einkünfte giebt und die vierte Bitte sehr einschränkt; allein dagegen bekleidet ihr eine Stelle, welche die nützlichste im Staate ist. Wahrlich, Geistliche sind Diener Gottes und bekleiden ein Amt, das die Veröhnung mit Gott und mit dem Gewissen predigt. Sie, die einzigen, die zum Volk reden, wollen nicht durch Rednerkünfte den Geist des Volkes verblenden, nicht seine Kraft unterdrücken, ihn in ein politisches Netz ziehen, um ihn als Schlachtopfer der regierenden Herrschaft auszuliefern, sondern sie wollen ihn freimachen von dem Übergewicht der Sünde, ihn aufklären, ihn erleuchten und ihm bei den vielen Zeitläuften eigenen Gräulen das politische Übel erträglich machen. Und so wie die Lehre,

so das Leben dieses Standes. Sein schlecht und rechter Anzug, sein Hauswesen, alles und jedes giebt den echten wahren Ton des Mittelstandes an. Unter Predigerfrauen hab' ich bis jetzt noch die einsichtsvollsten des Geschlechts gefunden, und unsere Regine, welch ein Weib, welch eine Mutter, welch eine Gesellschafterin! — Ihr, die ihr das andere Geschlecht in den Puppen-gesellschaften der Höfe sucht oder auch am Marzipan der weiblichen Empfindung verschleimt, kommt und sehet ein Predigerweib in Denkart und Tracht, in Werken und Worten. — Der Ehestand hat wahrlich Empfehlung und Beispiel in dieser letzten betrübten Zeit nötig, und wo, Menschenfreunde! werdet ihr beides so unverfälscht, so paradiesisch rein finden als im Pfarrhause? Wo ist noch das patriarchalische Leben so rein und unbefleckt als hier? Immer leugne ich nicht, daß sich auch manche Tochter Lot's nach der Stadt umsehe, und so hat das Ende vom Liede des so herrlichen Predigerromans, der Priester von Wakefield, mir allemal diese so natürliche Mahlzeit verdorben: allein eine Schwalbe macht so wenig den Sommer, als zehn oder zwanzig. Ziehen Predigerhäuser ihre Söhne zu Predigern und ihre Töchter zu Predigerfrauen auf, so werden dergleichen Textfehler und Harmonievergehungen wenig vorkommen. Ich wüßte, wenn ich Töchter hätte, sie nicht besser zu verheiraten, als an Prediger, und meine Söhne zu nichts Gott und der Natur Gemäßerem zu erziehen, als zu Geistlichen.“

Über die Art der Einkünfte, welche die Geistlichen beziehen, beruhigt Hippel. Niemand habe mehr Ansprüche auf Staatseinkünfte als gerade sie, und die regierenden Herren nehmen mit weit weniger Anstand als sie. Und die Geschenke und freien Gaben, auf die sie gewiesen seien, dürfen sie nicht quälen. „Christus, euer Vorgänger, aß auch bei Kirchenpatronen und Vornehmen. Hier kommt es nur auf die Art an, wie ihr euch nehmt. Wenn euer Umgang den, der euch leiblich bewirtet, erbaut, so gebt ihr ihm lebendiges Brod und Wasser des Lebens.“ Dann schildert er die Vorteile, die der Geistliche habe: die bescheidene Stellung wird nicht bemerkt, sein Umgang ist mit den seligen Geistlern der Schriftsteller. „Die Gewohnheit, Kranke und Sterbende zu sehen, macht ihn mit den letzten Lebensumständen so befannt, daß er Leben und Tod zu würdigen lernt. Seine Kinder, die nur seinen ehrlichen Namen zu erben finden, drücken ihm gerührt die Augen zu, ohne das Loos um seine Kleider zu werfen. Prediger lassen nur Bücher und Kinder nach, sagt ein altes Sprichwort, und kann je eine bessere Leichenrede auf die Geistlichen gehalten werden? Was ist's denn, das man Besseres nachlassen kann, als leibliche und geistliche Kinder? O ihr, die ihr diesen Spruch, dies wahre Wort in Spott verkehrt, wisset ihr wohl, was ihr tut? — Wahrlich,

liebe Verwandte, ich kann meinen Fehler, den ich beging, von der Theologie abzugehen, nicht inbrünstiger bedauern, als ich es durch diese Beichtandacht gethan. Und nun, meine Lieben, tut, wozu ich euch vor dem Herrn ermahnt habe; habt nicht lieb die Welt und was in der Welt ist; denn so jemand die Welt lieb hat, in dem ist nicht die Liebe des Vaters, das ist die Liebe zur Menschheit, die Liebe zum Reich Gottes!"

Welch ein machtvolles Zeugnis über das Pfarrhaus Ostpreußens aus dem Munde eines Mannes, welcher als großer Humorist, der er war, bei jeder Person und jedem Stande für Absonderlichkeiten und Schwächen ein scharfes Auge hatte, welches ein maßgebendes Urtheil von dem hochstehenden Beamten, der auf weiten Fußwanderungen, die seine Passion waren, eine große Zahl von Pfarrhäusern besucht, der mit vielen ostpreussischen Geistlichen eng befreundet war und sie genau in ihrem Werte kannte. Niemand war so wie er berufen, auch über die Pfarrfrauen und ihr stilles Walten in der Gemeinde zu urtheilen wie Hippel, der in seiner Mutter das Ideal einer solchen vor Augen hatte. Wir erkennen aus seinen Schilderungen, daß noch lange Jahrzehnte nach dem Regierungsantritt Friedrich des Großen es in Ostpreußen so manches Pfarrhaus gab, welches, im gesunden Pietismus verharrend, der Mittelpunkt blieb für „die Stillen im Lande“.

Kapitel V.

Das rationalistische Pfarrhaus.

Sibt uns Hippel die wohlthuende Schilderung eines pietistischen ostpreussischen Pfarrhauses, so zeichnet Zimmermann 1784 mit wenigen Strichen das Idyll des in Dürftigkeit, aber voller Zufriedenheit lebenden rationalistischen Pfarrers, wie er in Ostpreußen in den letzten vier Jahrzehnten des achtzehnten Jahrhunderts zahlreich vertreten war.

„Die Glückseligkeit eines Landpredigers übertrifft jede andere Glückseligkeit, wenn er will. Solche Glückliche gibt es in Hütten von Holz und Lehm, wo man jedesmal in Gefahr ist, sich todt zu stürzen, wann man eine Treppe hinuntergehen will, wo ein Mann, der nicht fünf Fuß hat, den Kopf an all den niedrigen Türbalken schlägt, wo man über den Mist ins Haus kommt, aus dem Stall in die Studierstube und durch die Rauchkammer zur Frau Pastorin.

Trockne Erbsen und rohe Schinken sind Leckerbissen für diese Patriarchen. Kein Fenster ist dicht und sie verkälten sich nie. Die Frau Pastorin liest keine Romane und ihre Nerven sind stark. Ihr einziger Almanach ist der Gartenkalender. Flicken und Nähen ist die Wonne ihres Lebens und ihren Kopfsputz macht sie sich selbst. Ihre einzige Liebe sind ihre Kinder, jeder Verunglückte und ihr Mann. Der Herr Pfarrer lehrt Tugend auf der Kanzel und durch sein Leben. Alle seine moralischen Handlungen sind immerwährende Richtungen zu Gott. Christus ist sein Fels, Vernunft bei Tage sein Führer und Glauben sein Leitstern bei der Nacht. Von Religionszänkereien weiß er nichts. Er denkt über alles billig und mäßig. Beim Hagel freut er sich, wenn sein Feld am meisten leidet. So lange der Bauer noch einen Schinken hat, hungert kein solcher Pfarrer. Sein Beutel ist oft leer und sein Herz nie traurig und darum ist er glücklicher als ein König und ein Konfistorialrat in der Stadt."

Es ist ein beschränktes Bild das des Pfarrers, der nur Tugend lehrt, ohne die Quelle des neuen Lebens zu zeigen, das der Pfarrerin, die zwischen Romanen und Gartenkalender kein drittes weiß. Es ist ein demütigendes Bild das der Pfarrfamilie, welche unwürdig wohnen muß und auf die Güte der Gemeindeglieder angewiesen ist. Aber die fröhliche Zufriedenheit, die Bereitwilligkeit, in neidloser Entfagung für andere zu arbeiten und zu opfern, blieb auch für das rationalistische Pfarrhaus ein echt christlicher Schmuck.

Wer kennt nicht die drei unvergleichlichen Schilderungen des evangelischen Pfarrhauses im achtzehnten Jahrhundert im Landprediger von Wakefield, in Goethes Dichtung und Wahrheit und in der Luise von Voss. Zu den ostpreussischen Verhältnissen hat gerade das letztgenannte idyllische Epos die meisten Beziehungen.

Dürftig geht es bei dem ehrwürdigen Pfarrer in Grünau nicht zu, der nach dem Kaffee im Walde — als Zwischenmahlzeit — Bachkrebse, kalte Kapaunen, Waffeln, Melonen und andere Leckerbissen mit gutem Appetit zu sich nimmt. Von Essen und Trinken handelt ein guter Teil des Gedichts, aber es schweigt von der Arbeit. Aus Schlafrock und Pantoffeln kommt der Pfarrer nur selten heraus. Die Tabakspfeife, die Fürsorge für das Mittagsschläfchen in kühler, fliegenfreier Stube spielen eine große Rolle. Womit er sich die Liebe seiner Gemeinde verdient hat, die uns in lebendigen Bildern vor Augen geführt wird, erfahren wir nicht. Seine Fürsorge für die Obst- und Baumzucht reicht dazu nicht aus. Auch der griechische Geist nicht, in dem er lebt und atmet. Seinen Bauern würde es unverständlich gewesen sein, daß er vor dem Einschlafen nicht in der Bibel, sondern im Homer liest.

„Ein ländlicher Pfarrer verbauert,
 Hastet am Klotz und vergeht in Nichtigkeit oder Erwerbssucht,
 Wenn nicht griechischer Geist ihn emporhebt aus der Entartung
 Neueren Barbartums, wo Verdienst ist käuflich und erblich,
 Zur alten Würde der Menschlichkeit: Geist des Homeros,
 Welchen das Kind anhört mit Lust und der Alte mit Andacht.“ . . .

„Weg unmännliche Klage um den göttlichen, der wie die Sünder
 Als Unwürdiger starb! Wer weint um des Sokrates Giftkelch?
 Wer um die Flamme, aus welcher, ein Gott, aufstrahlte Herakles?
 Soll an erhabenem Sinn ein Heid' uns nehmen den Vorrang?
 Weg ihr Martergebilde der Kreuzigung! Er, den des Todes
 Bittere Schmach nicht beugte, der Held mit dem Siegespanier schwebt
 Freudig empor, daß wir selber aus Staub nachstreben zum Ather.“

Derartig rationalistische Pfarrer, denen das Geheimnis des Kreuzes unaufgeschlossen blieb, die ein durchaus menschlich edles und frommes Leben im Sinne des ersten Artikels führten, gab es in Ostpreußen auch auf dem Lande in großer Anzahl. Poesie und Musik, Anteil an den großen Interessen der Menschheit, an der gewaltig sich regenden deutschen Literatur bildeten den Hauptinhalt ihres geistigen Lebens. Mitten in der vollen Behaglichkeit des eigenen Daseins hatten sie einen offenen Sinn für Freud und Leid in der Gemeinde. Aufrichtig war ihr Streben, den Leuten im Dorf „durch exemplarische Moralität“ das Pfarrhaus als ein Muster vor Augen zu stellen und ihnen das Leben, freilich ohne erhebliche eigene Anstrengung, angenehm zu machen. Ihr Christenglaube war nicht so ermattet, daß das Gebet fehlte oder die Verehrung des „unsündigen göttlichen Jesus“.

Aber der „Nützlichkeits-Prediger“, den Friedrich Nikolai in seinem Sebalbus Nothanker vorführt, machte auch in Ostpreußen schnell Propaganda. „Er weiß den Bibeltext als ein unschädliches Hilfsmittel zu benutzen, um nützliche Wahrheiten damit einzuprägen“ und ist beflissen, den Bauern zu predigen, daß sie früh aufstehen, ihr Vieh fleißig warten, ihren Acker und Garten aufs beste bearbeiten sollten, alles in der ausdrücklichen Absicht, daß sie es schnell zur Wohlhabenheit bringen möchten.

Tatsächlich wurden in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts sehr viele, ja die meisten Predigten ohne Verlesung eines biblischen Textes gehalten. Der Pfarrer M. in der Nähe von Königsberg hat in einundzwanzig Predigten nur zweimal auf einen Text Bezug genommen. Er predigte nach den mir vorliegenden Kirchenakten über folgende Themata:

1. Man sollte sich freuen, daß noch immer Gelegenheit sich findet, zur Erkenntnis des Christentums zu kommen.
2. Eine rege Kinderwelt berechtigt zu sehr erfreulichen Erwartungen.
3. Wir müssen Sinn haben für Etwas (sic), wenn wir leicht, gern und mit Erfolg arbeiten wollen.

4. Mehr Bildung bringt keine Gefahr.
5. Wie schwer es sei, Kräfte des Geistes im Menschen in Tätigkeit zu setzen.
6. Geistesbildung allein ist wahre Menschenbildung.
7. Das dargebotene Gute muß mit Treue benutzt werden, wenn man nicht deshalb verantwortlich werden will.

Ähnlich lauten die Themata seiner Ansprachen bei den Kirchenvisitationen, wie z. B.: „Glückliche Erfolge hängen von mehreren Umständen ab und bedürfen der tätigen Mitwirkung anderer“ oder „Es ist eine Sache von allgemeiner Wichtigkeit, daß das heranwachsende Geschlecht das werde, was es werden solle.“

Der Landgeistliche, der diese Reden hielt, war Begründer und verdienstvoller Leiter eines der ältesten Lehrerseminare Ostpreußens und stand im Rufe einer besonders reichen, wissenschaftlichen Bildung. Aus seinen Aufzeichnungen, die er in vielen Fascikeln hinterlassen hat, geht hervor, daß ihm alle Geheimnisse des Christentums, wie die Menschwerdung des Erlösers, sein Opfertod, seine Auferstehung, die neue Geburt aus dem Geiste eine ungenießbare Speise schienen. Wenn er auch nicht wie einige seiner Geistesgefährten auf Weihnacht von der Stallfütterung, auf Palmsonntag wider den Forstfrevler, auf Ostern vom Nutzen des Frühaufstehens, auf Pfingsten über den Wert geselliger Unterhaltung predigte, so pries er doch die dem Gotteskind nach des Herrn Wort von selbst zufallenden Dinge als die notwendigsten, ohne auf das Eine, was not tut, zu dringen.

Sein Lieblingsbuch waren „die Beiträge zur Beruhigung und Aufklärung über diejenigen Dinge, die dem Menschen unangenehm sind oder sein können“, in mehreren Bänden herausgegeben von dem Prediger Samuel Fesl in Hagen. Er benutzte die Predigten des Generalsuperintendenten Löffler in Gotha und des Abtes Jerusalem in Braunschweig, sowie das umfangreiche Journal für Prediger. Seiner Frau hatte er die „Nachrichten von dem Leben und Ende gutgesinnter Menschen“ des Predigers Feddersen zum Geschenk gemacht, seiner Tochter den Theophron oder „Erfahrener Ratgeber für die unerfahrene Jugend“ des Joachim Heinrich Campe. Letzteres Buch schließt mit den Worten: „Alle obigen Klugheitsregeln vereinigen sich in der einzigen allgemein sicheren ohne Ausnahme anwendbaren und ihre Befolger nie im Stiche lassenden Weisheitsregel: „Tue recht und scheue Niemand.“ In diesem Satze ist Wesen und Inhalt zahlreicher rationalistischer Bücher, die ich aus seinem Besitze vorfand, enthalten.

Vor mir liegt auf grünem Büttenpapier das Tagebuch einer ostpreussischen Pfarrfrau, die ihre sehr schweren Schicksalswege ausführlich beschreibt. Sie verlor ihren Mann, als ihr jüngstes Kind drei Monate alt war, und mußte mit ihren sechs Kindern

ein hartes sorgenreiches Leben führen. Aus allen ihren Worten spricht ein hoher, edler Sinn, der das Unvermeidliche mit stiller weiblicher Würde trägt und in der vollen Aufopferung für die Ahrigen etwas Selbstverständliches sieht. Aber in dem umfangreichen Schriftstück geschieht niemals eines Bibelwortes Erwähnung, der Name Christi wird nie genannt, das Vertrauen auf die göttliche Vorsehung nur selten zum Ausdruck gebracht. Ihr Vater, ein hochangesehener Pädagoge, hatte das Prinzip: Ein Mädchen braucht nicht viel zu lernen und merkte nicht, wie seine Tochter nach Geistesbildung hungerte, die sie durch das Lesen schwärmerischer Romane in ungesunder Weise zu befriedigen suchte.

Ihr Gatte, der Ende des achtzehnten Jahrhunderts seine Feldpredigerstelle mit einer Pfarre in Ostpreußen vertauschte und als Superintendent in Rastenburg starb, konnte den Wandsbecker Boten Matthias Klaudius mit seiner neuen Offenbarung nicht ausstehen. Er verfaßte in seinem Liederbuche auf ihn eine Parodie: „Philatheleias Nachricht von der neuen Aufklärung.“ In dieser wirft er dem Dichter vor, daß er durch gefärbtes Glas sehe und für sein neues Licht Hohlheit und Leere im Verstand fordere, und singt:

„Religion bleibt eine hehre Gabe,
Bleibt Himmelsbrot, an ihrer Hand
Geht man getrost zum nahen Grabe
Und weiter fort ins bess're Land.
Doch wisset, daß sie der nicht kennt,
Der eignes Denken von ihr trennt.
Und was man sagt vom neuen Licht,
Das ist ein allerliebste Gedicht.“

In dem wissenschaftlichen und geistigen Leben nahmen die Geistlichen von der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts an regen Anteil. Wenn wir die damaligen Zeitschriften, wie z. B. das Preussische Archiv, durchsehen, so finden wir viele Pfarrer als Mitarbeiter. Sie beschäftigten sich gern mit der Ortsgeschichte ihrer Gemeinden und nicht wenige hatten Lieblingsfächer, wie z. B. die Meteorologie (Pfarrer Sommer in Thierenberg) oder die Physik (Pfarrer Donaleitis in Tollminglehmen), in denen sie Ausgezeichnetes leisteten. Der Kirchenrat Hennig war es, der 1785 das erste preussische Wörterbuch veröffentlichte, während ein anderer Geistlicher die ersten Regeln für die deutsche Rechtschreibung herausgab. Die kirchengeschichtlichen Arbeiten des Hofpredigers Arnold, die im Laufe von 40 Jahren zusammengestellte Chronik sämtlicher preussischen Kirchen von dem Generalsuperintendenten Quandt sind hochgeschätzte Werke und Fundgruben für den Historiker. Der letztgenannte Geistliche war der erste Präsident der königlichen Deutschen Gesellschaft in Königsberg, die noch heute im höchsten Ansehen steht.

Freilich, nicht viele Geistliche hatten Zeit zu wissenschaftlicher Betätigung. Denn des Pfarrers Studierzimmer war die Schreibstube der Gemeinde. Hatte der Amtmann die armen Scharwerksbauern zu hart gedrückt, so mußte der Pfarrer den geplagten Erbuntertanen Hilfe schaffen. Er kam dadurch nicht selten in persönliche Verwicklung mit den Amtsleuten und hatte darunter schwer zu leiden. Da in den meisten Dörfern die Bauern nicht schreibkundig waren, mußte der Geistliche die Gemeindelisten führen und der Schulze setzte seinen mühsam gekritzelten Namen darunter. Aber auch zu den großen Grundherren und den adligen Geschlechtern stand das Pfarrhaus zumeist in den besten Beziehungen. Wer die Taufeintragungen der Pfarrerkinder liest, dem wird es auffallen, wie oft Mitglieder der adligen Familien ihre Paten waren, wie oft wiederum Pfarrer und Pfarrfrau ein Patenamnt bei hoch und niedrig in der Gemeinde übernahmen.

Daß der Pfarrer auf dem Lande und in der kleinen Stadt seinen Söhnen den Schulunterricht erteilte, verstand sich von selbst. Vielfach bereitete er sie direkt für die Universität vor. Es war nichts Seltenes, daß Pfarrersöhne mit 15 bis 16 Jahren die Hochschule bezogen. Diesem Privatunterricht mit seiner liebevollen, sorgsamem Berücksichtigung der Individualität schreibt Felix Dahn in seinem eingangs erwähnten Vortrage es zu, daß so viele Pfarrersöhne zu hoher geistiger Entwicklung und zu leitenden Stellungen in Staat und Kirche gelangten.

Der Pfarrer in Juditten, Gottsched, hatte seinen Sohn Johann Christoph allein durch seinen Unterricht so weit gebracht, daß er im Alter von vierzehn Jahren (1714) auf die Albertina aufgenommen wurde. Der Dichter weiß, wie G. Reichel in seinem „Gottsched“ erzählt, den väterlichen Unterricht nicht hoch genug zu rühmen. Der Vater lehrte nicht nur, sondern verstand auch „mit liebenden Geschenken, mit Versprechen, Scherz und Lust“ des Sohnes Neigungen zu lenken, „so daß mir durch die väterliche Klugheit die Arbeit ein Spiel ward“. Die Zucht des Vaters war milde.

„Kinder nach Tyrannenart nur in Sklavenfurcht zu stürzen,
Ist dein Werk wohl nie gewesen:
Guld und Sanftmut war das Band,
Dessen Zug ich mehr empfunden
Als die Strafe deiner Hand.“

So lautet die Stelle in einem Gedichte, das Gottsched 1727 seinem Vater widmete. Auf seinem Schoße sitzend lernte er die griechischen und lateinischen Klassiker „fern von allem Regelkram“ lesen und mit Begeisterung hebräische Studien treiben. Die charakterbildende Lebensführung des Vaters erbaute ihn fast mehr

noch als sein Lehren im Tempel. „Alles, was ich bin und habe, nennet sich dein Eigentum.“ Alle seine Erfolge glaubte er der vorbildlichen Treue des Vaters zu verdanken.

Sehr häufig empfangen auch die Söhne der adligen Häuser ihren gesamten Unterricht im Pfarrhause. Denn die damaligen gelehrten Schulen waren dünn gesät und sehr schwach mit Lehrkräften ausgestattet. Gerade durch diese gemeinsame Kindererziehung wurde das Verhältnis zwischen Gutsbesitzern und dem Pfarrhause ein herzliches und für beide Teile anregendes. Häufig hatte der alte Pfarrer seinen Patron erzogen und duzte ihn. Mir liegt der Brief einer Pfarrfrau vor, in welchem sie den zwanzigjährigen Grafen, der im Pfarrhause erzogen worden war, als „Mein traufstes Jungchen“ anredet und ihn ermahnt, da er nun ein Mann geworden sei und seinem Könige dienen wolle, ihr, seiner Pflegemutter, Ehre zu machen und ja nicht wankelmütig zu werden. Diese enge Verbindung des Pfarrhauses mit allen Ständen der Gemeinde sollte bei der Erhebung des preussischen Volkes zu den Freiheitskriegen von der allgeröchtesten Bedeutung werden.

Von einer sozialen Tätigkeit des Pfarrhauses hören wir aus dem achtzehnten Jahrhundert außer der kirchlich geordneten Armenpflege nicht viel. Friedrich der Große beauftragte die Geistlichen, die Obstbaumzucht zu fördern und für den Seidenraupenbau Maulbeerbäume auf den Kirchhöfen anzupflanzen. Noch liegen auf dem Königl. Konsistorium Berichte der Geistlichen, die übereinstimmend ausfagen, daß es in Ostpreußen nicht möglich sei, Seide zu spinnen. — Welch ein breiter Strom sozialer Fürsorge geht dagegen heute auf alle Felder der innern Mission aus dem Pfarrhause aus! Welche Arbeit bereitet die Schriftenverteilung, die Waisenflege, der Raiffeisenverein, die Schiedsmannstätigkeit, die Frauenhilfe und die Arbeit des Vaterländischen Frauenvereins, welche ohne die leitende Mithilfe der Pfarrfrau undenkbar wäre. Auf keinem Felde zeigt sich der Fortschritt in der Arbeitskraft des Pfarrhauses deutlicher und erfreulicher als auf dem der sozialen Fürsorge, welcher unsere Provinz in besonderem Maße bedarf.

Kapitel VI.

Christian Donaleitis*), Pfarrer in Tollmingkehmen, der Nationaldichter der Litauer. 1714—1780.

Su Beginn des Jahres 1758 hatte der russische General Fermor im königlichen Schlosse zu Königsberg sein Quartier als Gouverneur von Preußen aufgeschlagen. Er zwang die ostpreussischen Behörden, der Kaiserin Elisabeth den Hulbigungseid zu leisten, und befahl den Geistlichen der eroberten Provinz, die religiösen Feste der griechisch-katholischen Kirche genau zu berücksichtigen.

Der Pfarrer der litauischen Gemeinde Tollmingkehmen, Christian Donaleitis, leitete bei dem Feste des Alexander Newski seine Predigt mit diesen Worten ein: „Mir ist von der gegenwärtigen hohen Obrigkeit befohlen worden, den St. Alexander Newski zu preisen. Er mag ein guter Mann gewesen sein, allein ich kenne ihn nicht, und ihr kennt ihn auch nicht. Deshalb wollen wir die Stelle der Heiligen Schrift 2. Tim. 4, 14 zum Texte für unsere heutige Betrachtung wählen: Alexander der Schmied hat mir viel Böses bewiesen; der Herr bezahle ihn nach seinen Werken.“

Diese Art von Heiligenverehrung hätte dem evangelischen Geistlichen übel bekommen können, war doch der Hofprediger Arnold in Königsberg in eine peinliche Untersuchung geraten, weil er am Geburtstag der russischen Kaiserin Micha 7, 8 an-

*) Quellen: 1. L. Passarge, Christian Donaleitis. 2. Horn, Christian Donaleitis. 3. Altpreußische Monatschrift: 1896 S. 18 u. S. 191; 1897 S. 277 bis 331, 409 bis 441; 1899 S. 305. 4. von Hasentamp: Ostpreußen unter dem Doppelaar. 5. Kesselmann: Litauische Dichtungen.

führte: „Freue dich nicht, meine Feindin, daß ich darniederliege, ich werde wohl wieder aufkommen!“ Aber der schlechte Landpfarrer blieb unbehelligt, erstens weil er litauisch gepredigt hatte, und zweitens weil seine Gemeinde mit aller Treue an ihm hing. Klagte doch der dem Pfarrer feindliche Amtmann, „daß die Leute nur auf ihren Pfarrer hörten, und wenn derselbe ‚Ja‘ sage, ihm auch ein frohes ‚Ja‘ blindlings hinterher murmelten.“ Die große Treue, mit der er seines Amtes waltete, hinderte den genialen Mann nicht, in der Optik und Mechanik Meisterhaftes, in der Dichtkunst aber Unsterbliches zu leisten.

Die litauische Sprache, welche an Formvollkommenheit mit der griechischen wetteifert, hat nur ein Nationalwerk aufzuweisen: „Die Jahreszeiten“, gedichtet von Christian Donaleitis.

Als Sohn eines Freibauern gehörte Donaleitis durch seine Geburt dem litauischen Volke an. Zehn Jahre vor seinem ostpreussischen Landsmanne Kant wurde er am 1. Januar 1714 zu Lasdinehlen bei Gumbinnen geboren. Früh verlor er seinen Vater, und seine Mutter gab ihn zur Ausbildung nach Königsberg. „Als ein armer Student, der in der Kommunität speiste“, bezog er die dortige Universität. Kümmerlich mußte er sich durchschlagen. Wie er selbst erzählt, ist er einmal, von Hunger entkräftet, ohnmächtig zusammengesunken. Durch unermüdlichen Fleiß brachte es der Bauernsohn in sechs Sprachen zu solcher Fertigkeit, daß er in jeder derselben Dichtungen verfassen konnte. Nach fünfjährigem Studium nahm er eine Hauslehrerstelle an, bis er 1740 als Rektor nach Stallupönen kam, wo er drei Jahre darauf die Vikation in das Pfarramt zu Tollmingkehmen im Kreise Goldap erhielt.

Bald nach seiner Ordination heiratete er die Tochter des Stadtrichters Dlefant in Goldap. Die Ehe war eine glückliche, obwohl sie mit Kindern nicht gesegnet war.

Doch besser als aus diesen Angaben lernen wir Donaleitis aus seinen „Jahreszeiten“ kennen. Er hatte nie die Herausgabe seiner Dichtungen ins Auge gefaßt. Erst zwanzig Jahre nach seinem Tode wurden sie von einem seiner Freunde, der sie in dem Nachlasse gefunden hatte, dem Druck übergeben.

In dem Pfarrgarten, den Donaleitis mit den erlesensten Fruchtbäumen ausgestattet hatte, las er seinen Amtsbrüdern hin und wieder ein Idyll*) vor. Sein Vortrag war ergreifend. Unwillkürlich sprachen die Zuhörer ihm einzelne Verse nach. Seine Dichtungen sind wirkliche Idylle, das heißt Bildchen aus dem Natur- und Bauernleben seiner engeren Heimat, mit wohlthuender

*) Seine ersten Dichtungen, zu denen ihn das Volkslied seiner Heimat anregte, waren Fabeln in heiterem Tone.

Treue der Zeichnung, die, frei von ungesunder Sentimentalität, das Leben schildern, wie es ist.

Keiner hat die litauische Volksseele in ihren geheimsten Regungen so wunderbar fein erfaßt wie unser Dichter. Keiner hat es wie er verstanden, den Sinn für einfache Häuslichkeit und gemüthvolles Familienleben, für geduldiges Aussharren in der harten Fronarbeit der Leibeigenschaft in Bildern von solch hervorragender Wirklichkeit darzustellen wie er. Was Goethe von dem litauischen Volksliede sagt — „das Gemüt schwebt elegisch über dem engsten Raum“ —, das gilt auch von dem Werke des einzigen Kunstdichters der Litauer.

Hören wir nun den Dichter, wie er Winter und Frühling in seinen „Jahreszeiten“ schildert:*)

„Ach, wo seid ihr geblieben, ihr heiteren Tage des Frühlings,
Als wir zum erstenmal, von neuem öffnend die Fenster,
Uns an den wärmenden Strahlen der lieben Sonne erfreuten?
Schön wie ein herrlicher Traum, den wir im Schlafe geträumet,
Des, sobald wir erwacht, wir kurz und flüchtig gedenken,
Also verschwand nur zu bald mit dem Sommer die flüchtige Freude.
Sehet, des Winters Zorn, wild drohend, kehret uns wieder
Und mit gesträubtem Haar herfleucht, uns zu schrecken, der Nordwind.
Seht, wie überall schon auf den Teichen sich Fensterlein bilden,
Wie wenn sonst des Glasers Hand einsetzet die Klauten.
Auch der Fische Revier, wo die Frösche den Sommer gefeiert,
Deckt sich mit einem Panzer zum Schutz vor dem Zorne des Winters;
Bannt er doch jegliches Leben zum tiefen Schlaf in das Dunkel.
Über die Felder fährt mit greulichem Schrecken der Nordwind,
Also daß rasch zusammen sich ziehn die Sümpfe und Pfützen
Und die Böcher im Weg aufhören zu spritzen und schlürfen.
Rollt auf dem Wege der schütternde Wagen mit tanzen den Rädern,
Dröhnt der gefrorene Boden wie eine gespannte Trommel,
So daß ihr lautes Getöse noch weithin im Kopfe uns nachhallt.“

Ebenso anschaulich malt Donaleitis den Einzug des Frühlings:

„Wiederum stieg die Sonne herauf und weckte die Welt auf,
Lachte der Werke des kalten Winters und warf sie in Trümmer.
Leicht mit dem Eise zerrann, was der Frost phantastisch erbaute,
Und der schäumende Schnee verwandelte rings in ein Nichts sich.
Alles, was weinend erstarb in des Herbstes starrendem Wehen,
Alles, was tief versteckt in den Teichen den Winter verbrachte,
Oder was unter den Stümpfen des Waldes den Winter verschlafen,
Alles das froh in Scharen heraus, zu begrüßen den Frühling.“

Dem Leben und Treiben der Vögel hat Donaleitis sein besonderes Interesse zugewandt, und wohl kein Dichter hat seit dem Griechen Aristophanes die Nachtigall so herrlich besungen wie unser litauischer Pfarrer. Ihren Gesang ahmt er in litauischen Versen nach und einen Amtsbruder bittet er: „Schreibe mir, wie

*) Die Übersetzung ist von L. Passarge.

Eure Nachtigall heuer gesungen hat; wie die unsrige sang, habe ich schon früher geschrieben."

„Schwalben erhoben sich hoch in die Luft mit leichtem Gefieder,
Schossen wie Kugeln in scherzendem Spiel weithin durch den Aether,
Sielten d'rauf ihr schlichtes Mahl ohn' leckere Zutat,
Und, nachdem sie gespeist, erzählten geschwätzig sie Märchen.
Aber die Nachtigall, welche bisher sich heimlich verborgen,
Wartete schlau, bis ein jedes mit seinem Liebe zu Ende.
Aber, so sage uns doch, warum versteckst du dich immer,
Kündest dein liebliches Lied mit des Abends Graun und der Nacht erst?
Preist doch die ganze Welt, der vornehme Herr und der Bauer,
Kinder im Hemd und der hüftelnde Greis, der wanke am Stabe,
Kurz jedweder, wer immer es sei, dein herrliches Singen.
Wenn du die Wunderweisen der Nachtigallstimmen uns vorträgst,
Müssen verstummen vor dir die Töne der Orgel und Cymbel,
Geigen- und Harfenklang vergeht in stummer Beschämung.
Wenn in der Dämmerung du versteckt zu scherzen beginnst,
Und wir müde und matt von der Arbeit sinken aufs Lager,
Läßt, einer Königin gleich, du unter den anderen Vögeln
Höher zur Anmut stets erschallen und steigen dein Lustlied.
Aber erblicken wir dich im häuslichen Untergewande,
Scheinst du ein Sperling bloß, ein bäurisch gekleideter Landmann,
Denn du verschmäht den Schmuck und die Kleider der vornehmen Leute.
Mägst nicht den glänzenden Schmuck, nicht den Turban gnädiger Frauen,
Sondern du singst, wie die Bäuerin singt, die froh zum Besuch fährt."

Ein köstliches Beispiel von gesundem Realismus gibt uns die Schilderung einer litauischen Hochzeit in den „Gaben des Herbstes“.

Als das Fest sich dem Ende zuneigt, erscheinen plötzlich in dem Hochzeitshause zwei ungebetene Gäste, die gefürchteten Nachbarn „Slunkius“ und „Peleba“. Der Hauswirt weist die Unholde mit vorwurfsvollen Worten hinaus, hat aber kein Glück bei dem „verächtlichen Paare“, das seinen Anteil von den Speisen und Getränken drohend verlangt.

„Drob erschrafen denn auch die ehrbaren anderen Gäste,
Also, daß sie nicht weiter den Tabak zu rauchen vermochten,
Sondern vor jähem Schreck aus den Händen die Pfeifen verloren.
Auch die Spielleute, gar nicht gewärtig der plötzlichen Störung,
Krochen unter die Bank vor Angst mit dem gellenden Spielwerk.
Alle aber, die eben noch fröhlich tanzten und jauchzten,
Endigten ihre Lust und hörten mit Tanz und Gebrüll auf,
Und die Gespräche von Wölfen und Bären sowie von den Dachsen
Nahmen ob solchen Greuls ein unerwartetes Ende.
Alle die Gäste nun kratzten verlegen und schweigend den Kopf sich,
Wußten nicht aus noch ein und wie zu begegnen der Störung,
Bis Enskys, ganz Zorn, einen birkenen Knüttel ergreifend,
Tüchtig den Rücken zerdrosch dem Slunkius samt dem Peleba,
Beide am Schopfe ergriff und hinaus sie warf aus dem Hause."

Diesen Vorfall benutzt der Dichter, um Bauern und Herren die bösen Folgen der Völlerei, „die das fröhliche Fest entwürdigt“,

vor Augen zu stellen. Er ist nach oben wie nach unten von dem größten Freimut. Sehr streng dachte er über das geistliche Dekorum. „Zu meiner Zeit verfiel die Gottseligkeit in der Art, daß selbst Prediger ohne Scheu um Geld lombrierten und das Diebesgeld in die Tasche steckten“ (1763).

Auch klagt er bitter über die zunehmende Gottlosigkeit der besitzenden Stände. „Zu meiner Zeit nahm schon die Freigeisterei in Preußen sehr überhand. Alles, was groß und vornehm sein wollte, ging selten in die Kirche und zum Abendmahl.“

Wiederholt ermahnt er die Reichen, die schöne Sitte des Tischgebets nicht zu verachten. So läßt er den Schulzen Prizkus von einem Gastmahl im obersten Rat zu Königsberg erzählen, dem er zufällig beivothte:

„Ich die schwieligen Hände, wie sich's gebühret, nun faltend,
Warte auf ein Gebet, das Vaterunser der Herren.
Warten konnt' ich, nun ja! Schon eilen sie alle zu Tische,
Ohne zu beten, des Schöpfers vergessend, greift man zu dem Löffel,
Und bei leerem Geschwäg füllt man den Mund sich mit Speisen.
Ist es Euch Schande denn schon, die Händ' andächtig zu falten
Und zum Himmel zu schaun, bevor Ihr mit Braten Euch füllet?
Wir bastihligen Armen, im Frost erstarrende Bauern,
Hierher gestossen und dorthin, viel Not erdulnd und Elend,
Haben oft trockene Krusten bloß, den Leib uns zu sätt'gen,
Nichts als erbärmliches Tafelbier, das Herz uns zu laben,
Aber auch dafür danken wir Gott tagtäglich von Herzen.“

Nicht genug kann der Dichter den Segen und die Ehre der gesund erhaltenden Arbeit preisen:

„Sicher ein kräftiger Leib, der tanzend ergreift die Arbeit,
Ist das größte und teuerste Gut, das Gott uns verleihet.
Einer, der hier auf Erden sich müht und sorgend sich abquält,
Doch sein dürftiges Mahl mit Lust und Freude verzehret,
Der, wenn er satt sich gegessen und Gott von Herzen gedankt hat,
Frisch und gesund und stark sein Lager zum Schlafen besteiget,
Der kommt jenem zuvor, der täglich prächtig gekleidet,
Aber mit Seufzen bloß und krank ergreift den Löffel.
Warum peinigen doch Krankheiten also die Herren,
Warum rafft vor der Zeit so viele hastig der Tod hin?
Darum, weil sie verlachen der Bauern tägliche Arbeit.
Aber wir, in den Städten für nichts geachtete Bauern,
Die wir saure Milch nur genießen und Molken, wir springen
Immer behend, wie's Burschen geziemt, zur heilenden Arbeit.“

Den fleißigen Bäuerinnen bringt Donaleitis ein schönes „Chret die Frauen“ in diesen Worten:

„Euch ist's Ehre, wenn rasch sich drehend schnurret das Spinnrad,
Wenn es hurtig den Flachs und die Heed abspinnet vom Roden;
Euch ist's Ehre, wenn laut noch im Frühjahr klappert der Webstuhl
Und mit dem Spulchen tanzend das Weberchiffchen dahinfährt;
Euch ist's Ehre, wenn dann Eure feine, fertige Leinwand
Hell auf den blumigen Wiesen erglänzt wie blendender Lenzschnee.“

Obwohl der Dichter von schwacher Leibesbeschaffenheit war, beschäftigte er sich gern mit mechanischen Arbeiten, die an den Körper erhebliche Anforderungen stellten. So hatte er es im Verfertigen musikalischer Instrumente zur Meisterschaft gebracht. Er baute eigenhändig ein Fortepiano, das zweite dieser Art in Preußen. Das erste hatte sein Bruder Friedrich gearbeitet, der Mechanikus und Goldarbeiter in Königsberg war. Mehrere seiner Gedichte hatte Donaleitis komponiert und trug sie seinen Gästen vor, „wobei er selbst seine alten Ohren erfreute“. „Mein Temperament war natürlich munter, und ich konnte auf meinem Flügel und Fortepiano singen und spielen.“

Nicht minder groß war seine Geschicklichkeit im Schleifen optischer Gläser. Die Barometer und Thermometer, die er fertigte, machten seinen Namen schon zu der Zeit berühmt, als man von seinen Dichtungen noch nichts wußte.

„Ach, wenn ich noch Barometers machen könnte, wie gerne wollte ich damit dienen,“ schreibt er im Jahre 1776 an einen Freund, „aber aus meiner Kalligraphie wird sich deutlich zeigen, wie es mit meiner durch viele mechanische Arbeiten gemißbrauchten Hand nun bestellt sei. — O mihi praeteritos referat si Juppiter annos.“

Da er „wegen seiner Hestigkeit im Studieren hypochondrisch geworden war“ und sich wegen der Zukunft seiner Gattin beunruhigte, erbaute er aus eigenen Mitteln ein Witwenhaus und schenkte es der Gemeinde.

Öfters redet Donaleitis in den kirchlichen Registern seinen Nachfolger an, den er sich als jungen, etwas eigensinnigen Mann vorstellt. *Mi successor!* Laß doch deine Söhne, wenn du welche hast und der Theologie widmen willst, litauisch lernen, damit sie der Gemeinde in Litauen ordentlich vorstehen können. Ich hatte einen Präzentor, der verlacht wurde, wenn er predigte. (Taufbuch 1749.) Einen gut litauisch sprechenden Kandidaten hat er in einem Briefe, ja nicht in deutsche Gemeinden zu gehen, denn solche Männer wären rar und würden gebraucht wie das liebe Brot.

Trotz seiner erstaunlichen Vielseitigkeit war er seiner Gemeinde ein treuer Hirte, der, um ein Kindlein in der Wildnis zu taufen, einen Weg von vielen Meilen zu Fuß zurücklegte. In den schweren Zeiten des Siebenjährigen Krieges konnte er sich in der Seelsorge nicht genug tun. Er erhielt seine Gemeinde trotz aller russischen Gewaltmaßregeln in treuer Anhänglichkeit zu Friedrich dem Großen.

Donaleitis starb im Alter von sechsundsechzig Jahren am 18. Februar 1780.

Ein bedeutender Sprachforscher sagt von ihm: „Hätte Donaleitis in einer der großen Kultursprachen geschrieben, so würde er in der Reihe der großen Dichter als einer der ersten allgemein anerkannt sein.“

Es mag in diesen Worten eine Überschätzung des Dichters enthalten sein. Jedenfalls hat der geniale Pfarrer in der litauischen Sprache, die in Bildung und Klang der homerischen nahe verwandt ist, ein aus der Heimaterde entsprossenes klassisches Nationalwerk geschaffen, das leben wird, wenn auch die Sprache einmal zu den toten gehören wird.

Kapitel VII.

Das ostpreußische Pfarrhaus in der Zeit der russischen Invasion 1757—1762.

Jeder bei den Tartareneinfällen im Jahre 1656 noch in der Franzosenzeit hat Ostpreußen von feindlichen Truppen soviel zu leiden gehabt als in den Jahren 1757—58 von den Kosaken und Kalmücken. Gegen keinen Stand richtete sich die Grausamkeit dieser Horden mit solcher Regelmäßigkeit wie gegen die evangelischen Geistlichen. Wie aus der „Chronik der Stadt Goldapp“ von Schröder hervorgeht, war die Ursache hierfür nicht ausschließlich eine Wirkung des von den Popen entflammten religiösen Fanatismus; es wirkte vielmehr die im russischen Volk verbreitete irrtümliche Vorstellung von der großen Wohlhabenheit der preußischen Landpfarrer dazu mit. Überall wurden die Pfarrhäuser das erste Ziel der Plünderer. Die auf dem Rückzug befindliche russische Armee machte alle Stätten, die sie berührte, vollständig fahl. Grauenregend sind die Erzesse, welche sie an Wehrlosen verübte. Mag die von Professor Bock in seinem Tagebuch gegebene haarsträubende Schilderung dieser empörenden Greuelthaten auch zum Teil übertrieben sein, so ist es durch Augenzeugen bewiesen, daß die Kosaken einem kleinen Mädchen mit glühenden Bolzen die Hände bis auf die Knochen durchbrannten, daß sie einen alten Schmied in nacktem Zustande über lodernes Feuer hielten. Die Geistlichen hörten, daß ihr Amtsbruder Pfarrer Schwenner in Wilkischken von den Kosaken auf glühenden Kohlen halb geröstet, von den Kalmücken befreit und nach Tilsit gebracht sei, wo er unter den furchtbarsten Qualen starb. Sie hörten, daß die ländlichen Kirchen in Blaschken, Koadjuthen, Hendekrug, Wilkischken, Piktupönen geplündert und zerstört seien, aber sie dachten nicht daran, ihre Gemeinden zu verlassen, obwohl sich ein Teil ihrer Mitglieder in die Wälder geflüchtet hatte.

In Goldapp wurde der Pfarrer Sloger, ein Siebenziger, ausgeplündert und dann, um noch mehr Geld von ihm zu erpressen, aufs

ärzte gemißhandelt, so daß ihn in Folge der Angst und Aufregung ein Schlaganfall traf, der aber nicht tödlich war. Ebenso fielen der Pfarrer Wessel in Prökuls und der Erzpriester Lindenau in Ragnit bestialischen Mißhandlungen zum Opfer. Letzterem sind hinter dem Altar seiner Kirche Hände und Füße abgehauen und sein Leichnam wurde mit dem Gotteshaufe verbrannt. Die falsche Nachricht, er hätte die preußischen Husaren herbeigerufen, genügte, um ihn den furchtbarsten Torturen preiszugeben. Gleichwohl besaß der Pfarrer Klemm in Willuhnen, nahe bei Ragnit, den Heldenmut, der mordlustigen Kosakenhorde, die sein Kirchdorf heimsuchte, entgegen zu gehen. Er behandelte die wilden Gäste mit soviel Geistesgegenwart und psychologischem Takt, mit solch unverzagtem Humor, daß es ihm gelang, den Ort und die Umgegend von Plünderung und Gewalttat zu verschonen.*)

Das Dorf Wischwill war von den Russen geplündert und niedergebrannt, die Bewohner auf das jenseitige Memelufer oder in die nahen Wälder geflüchtet. Als die letzteren nach dem Abzug des Feindes sich wieder einfanden, wagten sie aus Furcht vor der möglichen Wiederkehr der Russen nicht, ihre in Trümmer liegenden Häuser wieder aufzubauen. Nur der Krugwirt Nitsch errichtete aus verkohlten Brettern und Stroh eine elende Hütte neben dem Brunnen am Pfarrwitwengarten. Der Pfarrer, welcher nach Trappönen geflüchtet war, kehrte, so oft er Sonntags zum Kirchendienst in diese Wüstenei kam, bei ihm ein. Wie groß die Not in jener Gegend gewesen sein muß, geht daraus hervor, daß der Geistliche bei seiner Rückkehr aus der Kirche, jedes Mal ein Stück Brot aus der Tasche ziehend, zu der Wirtin sagte: „Frau Nachbarin, ein Stückchen Brot habe ich mir mitgebracht, ein wenig Kost werden Sie wohl übrig haben.“

Am tragischsten aber war das Schicksal der Stadt Ragnit, welche nicht weniger als sechzig Stunden der Mordlust plündernder Feinde ausgesetzt war. Es gab auch nicht einen unter der gesamten Einwohnerschaft, welchen man nicht seiner letzten Hülle beraubte, selbst die Bewohner des Spitals wurden ihrer Lumpen entkleidet. Die wehrlose Bevölkerung, aus ihren brennenden Wohnungen vertrieben, stand nackt im Angesichte des Himmels. Man denke sich eine ganze Stadtbevölkerung, blutend hinsinkend unter dem Rantschuh und dem Säbel entmenschter Bürger, bebend unter dem Schauer der Todesangst, dazwischen das wilde Geschrei ihrer drohenden Peiniger in ihren phantastischen grimmigen Gestalten, dieses alles beleuchtet von der prasselnd zum Himmel emporzüngelnden Flamme! Zwei Drittel der Stadt lag in Schutt und Asche. Da war es begreiflich, daß alle Bürger, die es vermochten,

*) Neue Preuß. Provinzialblätter III, S. 363 ff.

wenn auch mit äußerster Lebensgefahr, sich durch die Flucht den Händen der Würger entzogen. Es möge der amtliche Bericht eines Augenzeugen über die Schicksale des litauischen Pfarrers Ernst Gottlieb Schimmelpfennig in Ragnit folgen, wie er in den Beiträgen zur Kunde Preußens I S. 128 ff. verzeichnet ist.

„Im Jahre 1757 den 24. September zogen sich die trüben Wolken des Unglücks über Ragnit zusammen. Schon Vormittags um 9 Uhr fingen die Preussischen Husaren an, mit den Cosaken gegeneinander zu schießen, doch waren von beiden Theilen nicht viele. Nachmittags aber kam von der nicht weit davon stehenden Armee eine ansehnliche Zahl Truppen, die sich zur Seite der Stadt Ragnit vorbei zogen. Die Preussischen Husaren jagten durch die Stadt und setzten sich auf das Kornfeld gegen Tuhainen gelegen. Es dauerte etwa eine Stunde, daß sie gegen einander feuerten, während der Zeit ritten schon einige Cosaken in Ragnit herum und forderten Geld. Pfarrer Schimmelpfennig hatte einen Schutzbrief und da ihm versichert worden war, daß die Cosaken vor dem geistlichen Stande Ehrfurcht hätten, warf er sich in seine Amtskleidung und zeigte seinen Schutzbrief zween Cosaken, die vor seiner Thüre hielten. Der eine bückte sich gegen das Siegel, der andere aber nahm den Brief an sich und gab denselbigen auch nicht eher zurück, bis er jedem von ihnen einen Rubel reicht, da sie ihn dann mit der Versicherung verlassen, daß niemand ihm weiter etwas abfordern würde. Unterdes hatten sich die Preussischen Husaren bis an das Dorf Leidischken zurückgezogen, Schimmelpfennig aber besuchte seinen Freund, den Erzpriester Lindenau, welcher ihm erzählte, daß ihm bereits ein Cosak die Flinte auf die Brust gesetzt und Geld abgefordert hätte.

Noch saßen sie eine Weile in Gesellschaft des Amtrats Donalitus zusammen und theilten sich ihre Empfindungen der Furcht und Hoffnung mit. Die Zeit zum Abendessen kam heran, zu welchem ihn sein Freund Lindenau dringend einlud. Allein sein Herz ist zu beklemmt, er nimmt also rührenden Abschied, als ahnte ihm, daß sie sich nicht wieder sehen würden.

Als er in sein Haus eintrat, sammelte er die Seinigen zum Gebet und sang mit ihnen: „Wend ab deinen Zorn, o lieber Herr in Gnaden.“ Kaum ist dieses aber geschehen, so entsteht schon das Gerücht, daß an dem Markte der Stadt bereits eine gewaltsame Plünderung ihren Anfang nehme. Alle Thüren des Hauses werden nun verriegelt und ein jeder erwartet mit Zittern, was weiter geschehen würde. Sieben Cosaken schlugen bald darauf an die Vordertüre. Durch ihr heftiges Geschrei erschreckt, geht Schimmelpfennig mit seinem Sohne hinaus, sie springen über den Dielenzaun auf den Kirchhof und von dort in den Garten, wo sie sich im Strauch und Gras verbergen. Hier hören sie das Jammer-

geschrei der Einwohner, denen die Feinde die Pike und Pistolen auf die Brust setzten und alle Kleider, ja sogar das Hemde abfordern. Schimmelpfennig sah, wie ein Mädchen aus gutem Stande ganz ausgezogen wurde, und sprang über den Zaun. Als er aber ungefähr dreißig Schritte gelaufen war, kam ihm ein Cosak entgegen, setzte ihm die Pike auf die Brust und forderte Geld von ihm. Er gab ihm hin, was er in der Tasche hatte, hierauf verlangte er den Rock, die Schuhe, das Brusttuch, welches alles er in Geschwindigkeit auszog und ihm hingab. Als er aber auch das Hemde verlangte, und dieser ihn demütig bat, solches zu lassen, schlug der Cosak mit dem Rantschuk so sehr auf ihn los, daß dieser fast aller Sinne beraubt wurde. Dennoch sprang er in der Betäubung weg in den nahe anliegenden Teich, in welchem er bis an den Hals im Wasser stand und den Kopf unter die Sträucher verbarg, mit denen der Teich umher bewachsen war. Hier glaubte er bald sterben zu müssen, indem er bereits vieles Wasser verschluckt, auch zu erfrieren befürchten mußte. Eben um die Zeit ward auch ein Maurergefell in den Teich gesprengt, ein Kalmuck schoß einen Pfeil nach ihm, traf ihn aber nicht. Zehn andere Cosaken und Kalmucken ritten am Rande des Teiches umher, diese aber hatten ihre Köpfe unbeweglich im Strauche verborgen, so daß jene sie nicht sehen konnten und unwillig wegritten. Eine Stunde lang blieben sie in dieser erbärmlichen Stellung, da aber der Pfarrer seine Glieder schon fast erstarrt fühlte, kroch er heraus und ging, um sich zu wärmen, an seine Scheune, die noch in vollen Flammen stand, da unterdessen die Widder schon zu einem Aschenhaufen geworden. Die brennende Scheune war eine wahre Linderung für ihn, da er vor Kälte beinahe umzukommen fürchtete. Er fand hier eine große Menge von Einwohnern, junge und alte, die am Feuer eine gleiche Erquickung suchten. Einige waren halb nackt, andere mit Lumpen behängt und alle so entstellt, daß man Mühe hatte, sie zu erkennen. Einige weinten laut und rangen die Hände, andern aber verschloß der Schmerz die Lippen und sie sahen stumm ins Feuer. Gleichgültig sah auch hier Pfarrer Schimmelpfennig seine Rutschen, Wagen, Getreide u. a. zu Asche werden, nur sehnsuchtsvoll sah er sich nach seinen Kindern um, die sich denn auch nach vergeblichem Suchen sämtlich einfanden. Sie hatten sich fast sämtlich in Lumpen gehüllt — doch war der Vater froh, sie wiederzusehen, drückte sie voll Inbrunst an seine Brust, weinte dann mit ihnen und tröstete sie, so gut er vermochte. Ungeklärt saß nun die Gesellschaft am Feuer bis an den Morgen.

Raum aber brach der Tag an, so fanden sie auch neue Leiden. Die Cosaken kamen von allen Seiten her und sprengten die Unglücklichen auseinander. Der Pfarrer verlor alle Kinder aus den Augen. Nur sein alter Knecht zögerte zu entfliehen und ward mit einem Pfeil durch

beide Beine geschossen. Der Kalmuck aber, der dieses gethan, zwang sogar den Unglücklichen, daß er den Pfeil selbst ausziehen und ihm zurückgeben mußte. Unglaublich groß war sein Schmerz, dennoch aber war die Wunde nicht tödlich und er genas, ohne einen Wundarzt zu gebrauchen. Um 10 Uhr vormittags fand sich auch sein Sohn wieder ein, dem ein Cosak den Säbel an den Hals gesetzt und den Kopf hatte abhauen wollen, davon aber durch einen Kalmucken noch zurückgehalten war. Letztere bezeigten sich durchgängig viel menschlicher und mitleidiger und hinderten die Cosaken an mancher Grausamkeit.

Von hier lief nun der Vater mit seinem Sohne zur Brandstätte des Kantor Rosenbaum, woselbst er diesen mit fünfzig anderen zerlumpten Flüchtlingen traf. Die Feinde rissen allen die weißen Hemden vom Leibe. Dieses zu verhüten hatte der Pfarrer sein Hemd durch Schlamm und Kot schwarz gemacht. Um diese Zeit sah der unglückliche Vater seine älteste Tochter durch die Cosaken wegführen, eiligst lief er also nach, sie zu retten. Sie aber hatte Geistesgegenwart genug, um den Cosaken eine Stelle zu zeigen, wo nach ihrer Angabe Geld vergraben wäre. Diese fingen schnell zu graben an, und das Mädchen konnte eiligst entfliehen. Der Vater lief mit ihr in den Heilsberg'schen Garten, bis er einen Haufen Bürger und Bauern an einem Zaun in ziemlicher Ruhe sitzend fand. Hier lag ein altes Unterbett. Auf dieses sank er zu Tode erschöpft nieder und schlief eine halbe Stunde. An den schlafenden russischen Vorposten ging der Pfarrer dann mit vierzig Bürgern vorüber nach dem Dorf Palentinen. Hier schenkte ein Bauer dem nackten Pfarrer einen Kittel, worauf die Flüchtlinge nach Titschken weiter zogen. Dort kamen sie des Nachts um 12 Uhr an ganz ermüdet, von Hunger und Durst erschöpft, und mußten ohne Nahrung zu finden bis Sepaloten wandern, wo sie Brot und Käse erhielten. In Kalwellen fand der Vater eine seiner verlorenen Töchter wieder, die er nach stummem Ausblick zu Gott in seine Arme schloß. In Budweihen traf er seinen Sohn an, der ihm die frohe Nachricht brachte, daß die beiden noch fehlenden Töchter sich unverfehrt hätten retten können und sich beim Pfarrer in Kraupischken befänden.

Nach Königsberg sich zu retten, wie es viele Beamte taten, „ließ ihm die Treue seines Amtes nicht zu“. Vielmehr trieb ihn, den Verwundeten, die Sehnsucht nach seiner Gemeinde zur Rückkehr nach Ragnit. Hier lag nun alles in Asche und Trümmern und der Anblick des jämmerlich zerstörten Orts erneuerte wieder den Schmerz seiner Seele, vornehmlich da er seinen grausam gemordeten Freund Vindenau nicht mehr fand, dem von den Cosaken in der Kirche hinter dem Altar Hände und Füße abgehauen waren und der dann mit der Kirche verbrannt war. Sämtliche Häuser waren in Schutthaufen verwandelt worden. In einem halbverbrannten

Amtspeicher fand der Pfarrer sein Unterkommen. In diesem hielt er am 18. Sonntag nach Trinitatis vor der Gemeinde, die er aus Kellern und Trümmerhaufen gesammelt hatte, zum erstenmal wieder Gottesdienst. Sein Text war Psalm 68, 20—21. „Gelobet sei der Herr täglich, er leget uns eine Last auf, aber er hilft uns auch. Wir haben einen Gott, der da hilft, und einen Herrn, Herrn, der vom Tode errettet.“

Viel tausend Tränen flossen aus den Augen der armen Geplünderten, von denen auch der Reichste ein armer Bettler geworden war. Dennoch aber wurde ihr Herz durch die Hoffnung auf den belebt, der größer ist als alle Not. Nach und nach sammelte Pfarrer Schimmelpfennig wieder seine Gemeinde, baute mit ihr die Häuser auf und war ihr treuer Hirte, der die entflohenen Schafe der Herde zur Heimat wieder zurückrief, sie ermutigte und zu neuem Schaffen stärkte. Elf Jahre lang blieb er der Gemeinde Ragnit ein geistlicher Vater, bis er am 29. April 1768 sanft einschlummernd sein prüfungsreiches Leben beschloß.

Wahrlich, die Erlebnisse des Pfarrers Martin Böginger im Dreißigjährigen Kriege, denen Gustav Freytag in seinen Bildern aus der deutschen Vergangenheit einen Ehrenplatz gibt, müssen verblaffen gegen die Treue dieses ostpreussischen Pfarrers. Böginger denkt lediglich an die Rettung seines Lebens, Schimmelpfennig aber vergift sich und die Seinen, Hab und Gut über seiner Gemeinde.

Überhaupt wird die russische Invasion in Ostpreußen 1758—62 immer ein Ruhmesblatt in der Geschichte des ostpreussischen evangelischen Pfarrhauses bleiben. Als Friedrich der Große nach der Schlacht bei Rossbach die von der Steuer Befreiten in Königsberg zu freiwilligen Gaben für das Vaterland aufforderte, da war es Pfarrer Quandt in Königsberg, der als Erster 2000 Taler, einen großen Teil seines Vermögens, spendete und die Sammlung so eifrig betrieb, daß in wenigen Tagen mehr als 41 000 Taler zusammenkamen. Die Pfarrer mußten in ihren Kirchen für die neue Landesherrin, Kaiserin Elisabeth, die Selbsthalterin aller Rußsen, beten. Bei der erzwungenen Siegesfeier der Schlacht von Kunersdorf, die „bei unausbleiblicher Strafe mit Pauken und Trompeten“ begangen werden sollte, sprach der Hofprediger Arnold in der Schloßkirche zu Königsberg über das Wort Micha 7, 8: „Freue dich nicht, meine Feindin, daß ich darniederliege; ich werde wieder aufkommen!“ Er wurde von der Kanzel verhaftet und nur einem Zufall hatte er es zu danken, daß er nicht sogleich über Petersburg nach Sibirien befördert wurde. Unter Androhung sofortiger Amtsenthebung hatte der russische Gouverneur den evangelischen Geistlichen befohlen, die 14 großen griechisch-katholischen Heiligenfeste zu feiern. Wie sie diese seltsame Maßregel zu umgehen wußten, haben wir an Pfarrer

Donaleitis gesehen. Daß in den 4 $\frac{1}{2}$ Jahren der russischen Okkupation Ostpreußen Friedrich dem Großen Treue hielt, war in erster Reihe den evangelischen Geistlichen zu danken. Denn es darf nicht verschwiegen werden, daß damals viele Beamte entweder flohen oder sich auffallend schnell an die Neuordnung der Dinge gewöhnten und sich unter der russischen Herrschaft, wie zahlreiche Übertritte zur griechischen Kirche bewiesen, wohl zu befinden schienen. *)

Es wäre dankbar zu begrüßen, wenn die Arbeit in Angriff genommen würde: „Das evangelische Pfarrhaus Ostpreußens in Kriegsnöten.“ Dann würde die große Zahl derjenigen Pfarrer an den Tag kommen, die bei den Tartareneinfällen im 17. Jahrhundert, bei der russischen Invasion im 18. Jahrhundert und in der Franzosenzeit ihre Amtstreue mit dem Tode besiegelten und als Vorbilder des edelsten Patriotismus Gut und Leben dem Vaterlande zum Opfer brachten.

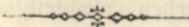
Ihre Märtyrergestalten sollen uns den Weg weisen, den wir in den Tagen der Not zu wandeln haben, getreu bis in den Tod.

„Ein guter Hirte läßt sein Leben für die Schafe, der Mietling aber flieht,“ sagte der 73jährige Pfarrer Passarge in Haffstrom, als die Seinen ihn überreden wollten, vor den anrückenden Franzosen im Jahre 1807 nach dem nahen Königsberg zu fliehen. Die Plünderer wollten ihn zwingen, den Ort in der Kirche anzugeben, wo er die Kirchenkasse versteckt hätte. Er weigerte sich. Da stachen sie ihm mit Säbeln und Bajonetten durch das weiche Fleisch. Er gab keinen Laut von sich, ging schwer verwundet ins Pfarrhaus zurück. Sein Sohn fand ihn sterbend in seinem Sessel mit gefalteten Händen. „Siehe, mein Sohn, so haben sie mich zugerichtet,“ sagte er und verschied.

Niemand hat dem evangelischen Pfarrhause größeres Lob erteilt und es höher gewürdigt als der eiserne Kanzler Bismarck. Wie Poschinger in seinem Werke „Fürst Bismarck und der Bundesrat“ erzählt, sagte der Kanzler in einem Gespräch über die Zeit der schweren Not in Gegenwart von mehreren Abgeordneten des Reichstags das schöne inhaltschwere Wort: „Nach der Schlacht bei Jena war Preußen im evangelischen Pfarrhause.“

Möge dieses der warme Herd wahrer Königstreue und Vaterlandsliebe, die Quelle sozialer Fürsorge für alle Hilfsbedürftigen, das Bindeglied für alle Stände der Gemeinde, kurz eine von Gott gesegnete Kulturmacht im Leben unseres Volkes bleiben! Durch seine Früchte soll es zu erkennen geben: „Diesem Hause ist Heil widerfahren.“

*) Sehr reichen Stoff bietet der Faszikel aus Quandts Nachlaß 1758—62 (Königliche Bibliothek in Königsberg).



Anhang.

(Ergänzung zu Kapitel VI.)

Das Lied der Litauer.*)

Zuerst gesammelt im achtzehnten Jahrhundert durch Pfarrer Ruhig und
Konfistorialrat Rhesa.

urch diese Sammlung ist abermals einer meiner Wünsche erfüllt," schrieb Goethe, als die erste Sammlung litauischer Volkslieder, welche der Königsberger Konfistorialrat Rhesa herausgegeben hatte, in seine Hände gelangt war. Er fand an den Liedern so großes Gefallen, daß er eine Daina, das Lied eines litauischen Mädchens, in sein Singpiel „Die Fischerin“ aufnahm. Wir irren wohl nicht, wenn wir als das in den Dainos mit Goethes Anschauungen Harmonisierende das ewig Menschliche ansehen, das in den einfachsten Naturformen in den Liedern ausgeprägt ist, in Naturformen, „deren Anschauung uns, die wir abgefallen und dadurch zwiespältig und unselig sind, wie die eines verlorenen Paradieses ergreift und unter Lächeln zu Tränen rührt“.

Das meint Goethe wohl, wenn er in seiner Rezension sagt: „Weder unabhängige Empfindung noch freie Einbildungskraft waltet in den litauischen Liedern; das Gemüt schwebt elegisch über dem beschränktesten Raum“, und wenn er sie „Zustandsgedichte“ nennt.

Derjenige aber, welcher zuerst die litauischen Volkslieder der literarischen Welt empfahl, war Lessing. „Es ist nicht lange her,“ sagt er in den Literaturbriefen, „daß ich in Ruhigs**) litauischem Wörterbuche blätterte und am Ende der vorläufigen Betrachtungen über diese Sprache eine hierher gehörige Seltenheit traf, die mich unendlich vergnügte. Einige litauische Dainos oder Liederchen nämlich, wie sie die gemeinen Mägdelein daselbst singen. Welch ein naiver Wit, Welch reizende Einfalt! Man kann hieraus

*) Als Ergänzung zu Kapitel VI füge ich diese kurze Skizze auf Wunsch litauischer Amtsbrüder hinzu. Diese sagen, daß das litauische Volkslied mehr und mehr verklänge. Es wäre zu wünschen, daß seine Perlen im Pfarrhause gesammelt würden, wie dieses im achtzehnten Jahrhundert geschah.

**) Ruhig von 1708—1749 evangelischer Prediger in Walterkehmen.

lernen, daß unter jedem Himmelsstriche Dichter geboren werden und daß lebhaftige Empfindungen kein Vorrecht geisteter Völker sind."

Als Lessing diese Worte schrieb, waren acht Kreise Ostpreußens litauisch an Sprache und Sitte. Heute finden wir das litauische Element noch in den Kreisen Heydekrug und Memel stark vertreten, und das Häuflein derer, welche ihrer Muttersprache treu geblieben sind, schmilzt mit jedem Jahre mehr zusammen. Die Ursache dafür ist, daß in der Volksschule jedes Kind Deutsch lernen muß und jeder Litauer, der seiner Militärpflicht genügt, der Muttersprache entfremdet wird. „Man bedauert," sagt der bekannte Sprachforscher Schleicher, „daß eine Sprache, die an Formvollkommenheit mit den Werken der Griechen, Römer und Indier hätte wetteifern können, zu Grunde geht, ohne eine Literatur zu besitzen." Nur ein Werk ist vorhanden, das ein Nationalwerk genannt zu werden verdient und von Aleksandrow den größten Dichtungen aller Zeiten an die Seite gestellt wird. Es ist „Das Jahr", ein ländliches Epos in vier Gesängen, von dem evangelischen Pfarrer Christian Donaleitis gedichtet, der im Jahre 1780 in Tollmingkehmen bei Insterburg starb. Haben aber die Litauer es nicht bis zu einer Literatur gebracht, so besitzen sie dafür eine herrliche alte Volkspoesie, und dieser Quell sprudelt noch heute wie vor vielen Jahrhunderten frisch und lebendig in unvergleichlicher Reinheit und Fülle. Ihre Lieder gehören zu den blüthe- und duftreichsten Blumen aus dem Wundergarten der Volkspoesie. Aus ihnen weht eine schlichte Natürlichkeit, eine Zartheit und Innigkeit, die jedes Herz ergreift. Die Litauer waren noch vor wenigen Jahrzehnten vielleicht das sangeslustigste und liederreichste Volk der Erde.

Der Landbauer sang bei der Feldarbeit, die Mädchen sangen in der Spinnstube; keine gesellige Zusammenkunft, keine Hochzeit wurde gefeiert ohne Gesang. Ein jedes aus der Gesellschaft mußte der Reihe nach einen neuen Vers erfinden, und man sah deswegen keinen in Verlegenheit geraten. Die Melodie kam dem Dichter mit den Versen zugleich. Niemals ist der Litauer vergnügter, als wenn er singt:

Ich singe wie der Vogel singt,
Der in den Zweigen wohnt;
Das Lied, das aus der Kehle dringt,
Ist Lohn, der reichlich lohnet.

Es ist daher kein Wunder, daß eine einzige Sammlung litauischer Volkslieder 2669 Nummern, darunter 1100 in einem besonderen Bande erschienene litauische Hochzeitslieder enthält.

Wovon handeln nun die litauischen Volkslieder?

Sie singen von den Blumen und Bäumen des Gartens und des Feldes, von den Tieren des Hauses und des Waldes, von Kindes- und Geschwisterliebe, von der Liebe Sehnsucht, vom Scheiden

und Weiden, von dem Weh des ins Feld hinausziehenden Kriegers, von ruhiger Ergebung in das Unvermeidliche, kurz von allem, was ein einfaches, vom Getriebe der Welt abseits lebendes und jahrhundertlang unterdrücktes Volk bewegen kann.

Das litauische Volkslied ist durchweg lyrisch mit ganz seltenen Anläufen zu epischer Darstellung und von einer Unmittelbarkeit und Naivität des Ausdrucks, welche die Kunstdichtung zwar als höchstes Ziel der lyrischen Dichtung bezeichnet, aber nur selten erreicht.

Es gehört zum Wesen der Volkspoesie, daß sich Land und Leute in ihr widerspiegeln. Wie aus den Gesängen Homers uns die Meeressonne Griechenlands entgegenleuchtet, Ossian uns in die melancholischen Haiden des nebligen Schottlands führt, so malen uns die Dainos getreu die litauische Landschaft. Bei einem Volke von so innigem Naturempfinden wie das litauische ist es natürlich, daß seine Vergleiche meist aus der Natur genommen sind, und daß Himmel und Erde, Pflanzen und Tiere in seinen Liedern eine große Rolle spielen.

Oft wird die Sonne, die Allervwärmerin, als lebendes Wesen angeredet, das an dem Menschenschicksal Anteil nimmt.

Liebe Sonne, du Herrgottstöchterlein,*)
 Sage, wo hast du so lange gesäumt?
 Magst am Abend auch recht müde sein?
 Hast wohl im Walde vom Monde geträumt
 Und geschlummert in tiefem Frieden,
 Seit du von uns geschieden?
 „Niemals schlafe ich, niemals träume ich,
 Lege niemals unter die Bäume mich,
 Niemals ruhen meine goldenen Flügel!
 Wenn ich kröne mit flammenden Kronen
 Fern im Abend die Häupter der Hügel,
 Geh' ich, wo andere Menschen wohnen.
 Hinter den Seen, immer auf Reisen
 Muß ich erwärmen die armen Hirten
 Und die Wege den Kindlein weisen,
 Die sich von ihren Eltern verirrt.“
 Und ich dachte, der Abendstern deckte dir
 Rissen zurecht, zu verschlafen die Sorgen,
 Und der dienende Morgenstern steckte dir
 An dein leuchtendes Feuer am Morgen!
 „Nein, zum Schlafen die Zeit nicht habe ich,
 Viel sind der Kinder mir: alle labe ich,
 Jedem wird auf das Seine getischt,
 Niemals darum mein Feuer erlischt.
 Menschenkind, wie glücklich bist du!
 Darfst dich abends legen zur Ruh',
 Schlafen und träumen die ganze Nacht.
 Aber in gleichem Glanze lacht
 Immer mein Aug' und schließt sich nicht zu:
 Gottes Töchterlein ewig wacht.“

*) Dieses Lied sowie die übrigen gereimten gebe ich in der Bearbeitung von Wilhelm Jordan, die meisten anderen in der Übersetzung von Nesselmann.

Die Sonne ist dem verwaisten Burschen Mütterlein, die grüne Eiche im Walde ist sein Bruder, das Morgenrot ist seine Liebste.

Nie will der aus der Fremde heimkehrende Jüngling sein Dorf verlassen, das vor ihm liegt, von Gärten umgeben, zwischen Bäumen versteckt, von dem Duft frischgebackenen Brotes durchzogen. Übershattet von dem schlanken Ahorn mit tiefgesenkten Zweigen sieht er das Häuslein der Braut vor sich. Er trinkt das müde Ross im fischreichen Teich, wo die Mädchen auf grünem Ager Leinwand bleichen, während der Kuckuck ab und zu geflogen kommt und die Täubchen herabflattern, um zu trinken.

Nun reitet er dicht heran an die Gartenhecke und hört, froh bewegt, die Stimme seiner Braut:

Im grünen Grase
Stehn Majorane,
Da blüht die Lilie.
Es sitzt der Knabe
An meiner Seite,
Den Kopf im Schoße
Schläft er so ruhig.

Es pfeift die Meise,
Es schrillt die Grille,
Es bläht die Flöte
Der Hirtenknabe.
Die Trommel wirbelt,
Das Kriegshorn schmettert
Und weckt den Knaben.

Die Braut erzählt dem Geliebten, wie die Mutter von ihrer letzten Zusammenkunft Kunde erhalten hatte.

Früh am Morgen goldig blank
Stieg empor die Sonne;
Lauschend auf der Fensterbank
Sah die liebe Mutter.

„An der Quelle weht es kühl,
Mutter, liebe Mutter;
Trieb der Wind mit mir sein Spiel,
Hat mich rot geküßet.“

„Sage mir, mein Töchterlein,
Wo bist du gegangen,
Daß der Tau dir in das Haar
Perlen hat gehangen?“

„Hat der Wind so warmen Mund,
Tochter, liebe Tochter?
Tochter, Tochter, tu mir's kund,
Was dein Herzlein klopft?“

„Bin gewesen an dem Bach,
Wo ich Wasser schöpfte
Und die Perlen mir der Tau
In die Haare tröpfte.“

Töchterlein, ich seh' es klar,
Sprichst kein ehrlich Wörtchen!
Selmas hast du wohl, nicht wahr,
Über Feld begleitet?“

„Töchterlein, mein liebes Kind,
Was ist dir gewesen,
Daß so rot die Wangen sind
Wie die Maierose?“

Und ans liebe Mutterherz
Bin ich da gesunken,
Wie die Sonn' ins Aug' mir schaut',
Sah sie feuchte Funken.

Die Verlobte klagt ihr Liebesleid, wie die Nachbarinnen ihr das Glück neiden und den Geliebten verkleunden. Er bittet sie, die Worte in den Staub zu treten, und vertreibt die Wehmut durch heitere Worte. Da weist sie auf die Bohnenlaube an der Türe:

„Komm, mein lieber Knabe,
Du allseits gescholten,
Setz dich mir zur Seite,
Laß uns traulich reden.

An dir pflückten alle,
Flochten dich zum Sträußchen,
Gaben's den Verwandten,
Ach, und schmähten lieblos!

Sagten dir bald dieses
Nach, bald wieder jenes,
Sagten, daß im Krüge
Du dein Pferd vertrunken.

„Traue, liebes Mädchen,
Nicht dem Wehn des Windes,
Nicht den lieben Nachbarn,
Wenn sie mich beschänden.

Sagten, daß im Krüge
Du dein Pferd vertrunken
Und den schönen Sattel
Bei dem Tanz verjubelt.“

Steht mein liebes Pferd doch
In des Vaters Stalle,
Hängt der schöne Sattel
In dem Stall am Knaggen.“

Vor dem Abschiede verabreden die Liebesleute, bei der Arbeit zusammenzutreffen.

Du mein liebes Mädchen,
Meine junge, zarte,
Wenn du hütetest bunte Kinder,
Treib sie auf den Landweg.

Du mein lieber Knabe,
Du mein junger, zarter,
Wenn du hütetest braune Rosse,
Treib sie auf den Feldweg.

Da wirst du mich finden,
Da will dein ich warten,
Auf der grünen Wief' am Flusse,
Auf dem weißen Kleeefeld.

Da wirst du mich finden,
Da will dein ich warten,
An dem reinen, frischen Wasser
Unterm Weidenbaum.

Die Gestirne sind untergegangen, als der Bräutigam heimkehrt.

Kam um Mitternacht ich heimgefahren,
War noch nicht zu Bett der alte Vater,
Öffnete mir selbst das große Hoftor,
Hielt auch auf die dunkelbraunen Rosse.

Fragte mich der alte, liebe Vater:
„Wer hat dir in finst'rer Nacht geleuchtet?“
„O, mir leuchteten zwei helle Sterne,
Meines lieben Mädchens Feueraugen.“

Bald erwacht in ihm das Sehnen nach der Geliebten.

Wo soll ich hin, was fang' ich an,
Wo soll, wo soll ich bleiben,
Aus meiner Brust, so arm und reich,
Die Unruh' auszutreiben?

Es wird mir warm und wird es kalt,
So oft ich dein gedenke;
Mein Herz, das lacht und weint zugleich,
Als wenn es etwas kränke.

O Mägdelein, o Herzchen mein,
Ich kann nicht von dir lassen,
Ich komme wieder jeden Tag,
Bis ich dich darf umfassen.

Die Braut aber sitzt sinnend an der Mühle:

Wie die Steine um die Mitte gehen,
Muß mein Denken sich um Einen drehen.
Rauschet, rauschet, Mühlensteine;
Bin allein und nicht allein und meine!

Das Murmeln des Mühlenbaches bringt sie aber auf frohere Gedanken.

Ich will mich in ein Hechtlein
Verwandeln, blank und bunt,
Und hin und wieder schwimmen
Auf kühlem Stromesgrund.

Er wirft sein feines Netzlein
Nach blanken Fischen aus
Und fängt und trägt darinnen
Mich fröhlich mit nach Haus.

Dann kommt der Fischer suchen
Die ihm verschwundene Braut,
Und ich will mich verbergen
Im grünen Mummelkraut.

Er denkt, du fettes Hechtlein,
Du gibst einen schönen Schmaus:
Da springt sein stinkes Nätzlein
Aus seinem Netz heraus.

Der Litauer ist in Sprache, Anschauung und Sitte durchaus konservativ. Deshalb nimmt der Familiensinn und die Familienliebe in seinem Gemüthe die erste Stelle ein. Ja, die Liebe zwischen den beiden Geschlechtern muß der Liebe zu den Eltern untergeordnet werden.

Ich armes Mädchen
Hab' keine Mutter!
Im grünen Garten
Steht eine Linde,
Sie treibt so prächtig
Die grünen Blätter.
Die Blätter fallen,
Es sprossen neue;
Doch stirbt die Mutter,
Kommt keine andere.

Ich armes Mädchen
Hab' keinen Liebsten.
Im grünen Garten
Da grünt die Raute,
Sie treibt so prächtig
Die grünen Blätter.
Die Blätter fallen,
Es sprossen neue,
Und stirbt mein Liebster,
So kommt ein anderer.

Die Mutterliebe ist größer als die Geschwisterliebe, ja als die Liebe der Braut.

Um den verunglückten Reiter klagen:

Die Braut zu Füßen,
Zu Haupt die Schwester,
Die Mutter an dem Herzen.

Die Braut betrauerte
Ihn drei Wochen lang,
Die Schwester drei Jahre.

Und ach, die Mutter,
Die Hohehrwürdige,
Solang ihr Haupt am Leben war.

Noch eingehender aber schildern die Dainos die Liebe zwischen Bruder und Schwester. Der Bruder ist ertrunken, „liegt auf tiefem Meeresgrunde, wo der Sand sein Antlitz naget, Wellen seine Haare waschen“. Da bietet die Schwester den Nehrunger Fischern alles, was sie hat, daß sie ihn aus der Tiefe holen; den seidenen Gürtel, den goldenen Ring, zuletzt sich selbst. Sie erwartet den in den Krieg gezogenen Bruder, und ihre Angst um ihn scheint sich der ganzen Natur mitgeteilt zu haben.

Laß ab, o Wind, zu blasen,
Ihr Bäume knarrt nicht seufzend!
O, noch erwart' ich
Den lieben Bruder,
Der heimkehrt aus dem Kriege.

Der Bruder kehrt nicht wieder,
Der hochgestellte Krieger.
Es kehrt das Schlachtroß,
Des Bruders Brauner,
Das Schwert an seiner Seite.

Das Roß erzählt, wie der Bruder im Kampfe gefallen sei. Die Schwestern trauern ebensotief als die Mutter, und als sie sich nach Mittrauernden sehnen, hilft ihnen die Sonne das Leid tragen.

Da sprach die Sonne,
Sich niedersenkend:
„Ich werde helfen,
Euch ihn betrauern.“

Will mich neun Morgen
In Nebel hüllen
Und an dem zehnten
Auch noch nicht aufgehn.“

Der Jüngling hat den Schmerz der Seinen ahnungsvoll vorausgesehen.

Und mein Hemde bei dem Roß,
Jetzt so zart und weiß dies Hemde,
Trieft von schwarzem Blute dann.

Und wer wäscht es mir dann aus?
Ach, mit ihren heißen Tränen
Wäscht es meine Schwester aus!

Und wer trocknet mir es dann?
Ach, mit ihren schweren Seufzern
Trocknet meine Mutter es!

Nicht so häufig wie Mutter und Schwester wird der Vater in den Liedern erwähnt, und dann meist in Beziehung zu seinem in das Feld ziehenden Sohne.

Des Königs Ordre hat den Krieger einberufen.

Da steht der Vater
An meiner Seite,
An mich heran sich drängend.

Still, still, nicht weine,
Mein lieber Vater,
Nicht weine, alter Vater!

Er steht und redet,
Er spricht, ermahnet,
Ermahnt und weinet bitter.

Frisch, wie ich reite,
Frisch keh' ich wieder,
Damit ich dich nicht kränke.

Doch die weiche Trauer hindert den Vater nicht, dem Krieger Treue bis in den Tod zur heiligen Pflicht zu machen.

Was weint und jammert
Der alte Vater?
Hinaus zum Kampfe
Entließ den Sohn er.
„Jung ist mein liebes Söhnchen
Und schwach noch an Erfahrung.
Steh nur fest!
Bittre nicht!
Behalt die Fahne im Angesicht!
Solltest du auch fallen,
Stirbst du doch in Ehren.
Dir wird Ehre noch im Sarg,
Noch im Grabe denkt man dein.“

Wie Trompetenklang tönt diese als Refrain in jeder Strophe wiederkehrende Mahnung, die in ergreifendem Kontrast das Lied ausklingen läßt.

Schon liegt, schon schlummert
 Mein liebes Söhnchen,
 Der Tau träuft nieder
 Auf seinen Hügel.
 Da liegt der junge Knabe,
 Er schläft im Grab der Ehre.
 „Steh nur fest!
 Zitter nicht!
 Behalt die Fahne im Angesicht!
 Solltest du auch fallen,
 Stirbst du doch in Ehren.
 Dir wird Ehre noch im Sarg,
 Noch im Grabe denkt man dein.“

Der Litauer ist königstreu bis auf die Knochen. Ein litauischer Reichstagsabgeordneter sagte bei der Beratung über eine Militärvorlage: Für uns Litauer heißt es allezeit „den letzten Groschen, die letzte Remonte, den letzten Rekruten für den Kaiser“.

Obwohl es den Litauern an Helden keineswegs gefehlt hat, findet sich doch nirgends in den Liedern eine hervorragende Persönlichkeit, deren Taten besungen werden, nirgends eine Spur von der Bildung eines Sagenkreises, wie etwa bei den Serben und Finnen. Es ist nicht anzunehmen, daß Lieder, welche in dieser Beziehung vorhanden und etwa die Taten der Kynstutte und Olgjerd verherrlichten, verloren gegangen sind.

Seldenleben und Religion sind zu groß, sie passen nicht in den Rahmen des litauischen Volksliedes. Der Litauer singt nur, was er selbst erlebt und täglich in den engen Verhältnissen seines Hauses und seiner Angehörigen vor Augen hat.

Keineswegs fehlt es ihm jedoch an Humor. Dieser zieht sich wie ein goldner Faden durch viele Lieder. Mit seinen Fehlern, die ihm in besonderem Maße anhaften, mit der Trunksucht und der Streitlust, geht der Litauer in seinen Liedern strenge zu Gericht.

Röstlich verspottet er das Suchen der ‚causa bibendi‘ in der Daina „Der Sperling“.

Der Vater geht mit dem Gewehr auf die Jagd, lauernnd auf Wild. Er zielt lange und schießt — einen Sperling. Den „knarren“ die Brüder auf einem Schlitten heim, die Schwestern rupfen ihn ab, die Mutter „schmirgelt“ ihn.

Es setzten sich die Gäste, sie setzten sich fest,
 Verzehrten den Sperling, verschmausten ihn;
 Indem sie den Sperling so schmausend verzehrten,
 Ausleerten sie fröhlich zwei Fässer mit Alus. *)

*) Alus, das Nationalgetränk der Litauer, ist eine Art Gerstenbier.

Selbst die in ihrer Art einzige Daina, welche eine ethische Mahnung zum Ziele hat, kleidet diese in das Gewand des Humors.

Der Hund, das Hündchen,
Des Hauses Wächter,
Bellt und verwundet
Des Diebes Ferse,
Scheucht alte Weiber
Und Wandersleute.
's ist seine Art.

Die Bien', das Bienschchen,
Des Waldes Tierchen
Summt in der Heide,
Sticht in den Finger,
Zns Ohr, ins Antlitz,
Und gibt uns Honig.
's ist seine Arbeit.

O Mensch, o Menschchen,
Sieh auf die Biene;
Genug ja stichst du
Zns Herz, ins Herzchen.
Gib süßes Labfal
Auch deinem Bruder.
's ist Menschenarbeit.

Die gemüthvollsten Lieder sind diejenigen, welche den bangen Schmerz über das Scheiden der Tochter aus dem Elternhause schildern, und ich möchte sie deshalb an das Ende dieser kurzen Skizze setzen.

Die bevorstehende Trennung erfüllt die Braut mit tiefer Wehmut. Die Hochzeitsgaben erinnern sie an die bange Stunde des Scheidens aus dem lieben Elternhause in die unbekannte Fremde.

Sie klagt:

Was blies der Wind nur?
Was söhnt der Wald nur?
Warum schwankte die Lillie?

Es blies der Wind nicht,
Der Wald nicht söhnte,
Es schwankte nicht die Lillie.

Die Schwester weint,
Die junge klaget,
Ihr grünes Kränzchen schwankte.

Und jetzt bricht die letzte Nacht an, die ihr im Elternhause vergönnt ist. Sie möchte ihr ewige Dauer verleihen.

Doch ist mein Herz betrübt um meine Tage,
Da ich hinaus soll, ach, in weite Ferne,
Da ich verlassen soll die teure Mutter!
O krähet nicht, ihr lieben, bunten Söhne,
O laßt recht lange wahren diese Nacht nur,
Daß mir's vergönnt sei, länger hier zu weilen,
Mit meiner lieben Mutter noch zu kosen.

Noch einmal geht die Braut durch das Vaterhaus.

Als ich hinschritt durch die Kammer,
Wankte gar der Boden,
Ja, der Kammer Boden wankte,
Und von meinem Antlitz nieder
Rollten bittre Tränen.

Dem jungen Gatten, der sie nach dem Grunde ihrer tiefen Trauer fragt, antwortet sie:

Heut' geht mir ja zu Ende
Die frohe Jugendzeit,
Und um die schönen Tage,
Da trag' ich Herzeleid.

Ich hier zurück muß lassen,
Für Vater und Mutter mein;
Ach Gott, wenn sie erlassen
Und ich muß ferne sein!

Wenn morgen krähn die Hähne,
Bin ich schon fern mit dir;
Nur diese eine Träne,
Mein Liebster, laß' ich hier.

Den Brautkranz gibt sie der Mutter,
Manch Tränchen glänzt daran,
Und über den Hof zum Tore
Geht sie mit ihrem Mann.

Bin ja mit Leib und Seele
Nun deine treue Frau,
Drum laß mir doch die Träne
Für sie, die alt und grau

Leb wohl, mein alter Vater,
Leb wohl, Herzmütterlein,
Lebt wohl, ihr Brüder und Schwestern,
Denkt in der Ferne mein!

Schwere Arbeit erwartet die junge Frau. Die harte Schwiegermutter, welche das Regiment im Hause führt, läßt ihr nur am Webstuhl Zeit zum Ausruhen. Aber selbst unmöglich scheinenden Aufgaben will sich die Neuvermählte geduldig unterziehen, um den Frieden des Hauses zu wahren.

Mich sandte, sandte die liebe Schwieger
Nach Wintermai, nach Sommerschnee.
Da ging ich Arme hin, traurig weinend,
Und traf den Knaben, den lieben Hirten.
„Wo wandelst hin, du holdes Mägdlein,
Was weinst du traurig, o zarte Jungfrau?“
„Mich sandte, sandte die liebe Schwieger
Nach Wintermai, nach Sommerschnee.“
„Geh hin, o Mägdlein, du zarte Jungfrau,
Zum grünen Walde, zum Meeresstrande!
Da wirst du finden eine grüne Fichte,
Brich ab ein Zweiglein, schöpf eine Handvoll Schaum!
Dann wirst du bringen der lieben Schwieger
Den Wintermai, den Sommerschnee.“

Wie „bei Sommerglut die Fische in austrocknenden Teichen nach Wasser“, so sehnt sich die junge Ehefrau nach der Mutter, „bei der sie in schöner Jugend weiß und rot blühte“.

Wie werd' heim ich kehren,
Wie dorthin gelangen,
In der Mutter Garten hin,
Zu dem alten Heimathaus?

Fliege dann zur Mutter,
Fliege zu dem Vater
In den Kirchengarten hin
Auf das grüne Kautenbeet.

Werde in den Wald gehn
Zu dem bunten Kuckuck,
Flügel von ihm borgen,
Schöne bunte Federn auch.

Da will ich mich wiegen,
Da will ich dann rufen,
Ob mich nicht die Mutter hört,
Ob mich nicht die treue hört.

Endlich darf sie die Eltern besuchen. Selbst leblose Dinge im Vaterhause freuen sich über das Wiedersehen.

Der Türe Klinke glänzte,
 Als sie sah, die sie putzte,
 Der Kammer Schlüssel klrten,
 Als sie die Tochter sahen,
 Des Hofes Rasen blühte,
 Als er sah, die ihn kehrte.

Sie ist froh mit den Ihrigen. Die Mutter lehrt sie Geduld, und getröstet kehrt sie zu ihrem Gatten heim. —

Das Schönste an den litauischen Liedern läßt sich freilich nicht darstellen. Es ist ihre Melodie, die in ihren sanften Verschwebungen dem Vogelstuge gleicht, der sich nicht malen läßt.



10. 5. 1930.



Schriften der Synodalkommission
für ostpreussische Kirchengeschichte



Heft 5.

Bilder aus dem evangelischen
Pfarrhause Ostpreußens
im achtzehnten Jahrhundert.

Von

Albert Nießki

Pfarrer in Mühlhausen, Kreis Pr.-Eylau.



Königsberg i. Pr.

Kommissionsverlag Ferd. Beyers Buchhandlung

(Thomas & Oppermann)

1909.

Von den Schriften der Synodalkommission für ostpreussische Kirchengeschichte ist in demselben Verlag bereits erschienen:

Hest 1:

Die evangelische Gemeinschaftsbewegung unter den preussischen Litauern. Geschichtliches und Gegenwärtiges von Dr. phil. W. Gaigalat, Prediger. Königsberg 1904. 50 Pf.

Hest 2:

Kants Stellung zur Kirche. Von Lic. Dr. Paul Kallweit, Direktor des evangelischen Predigerseminars zu Naumburg a. Queis. Königsberg 1904. 1,50 Mk.

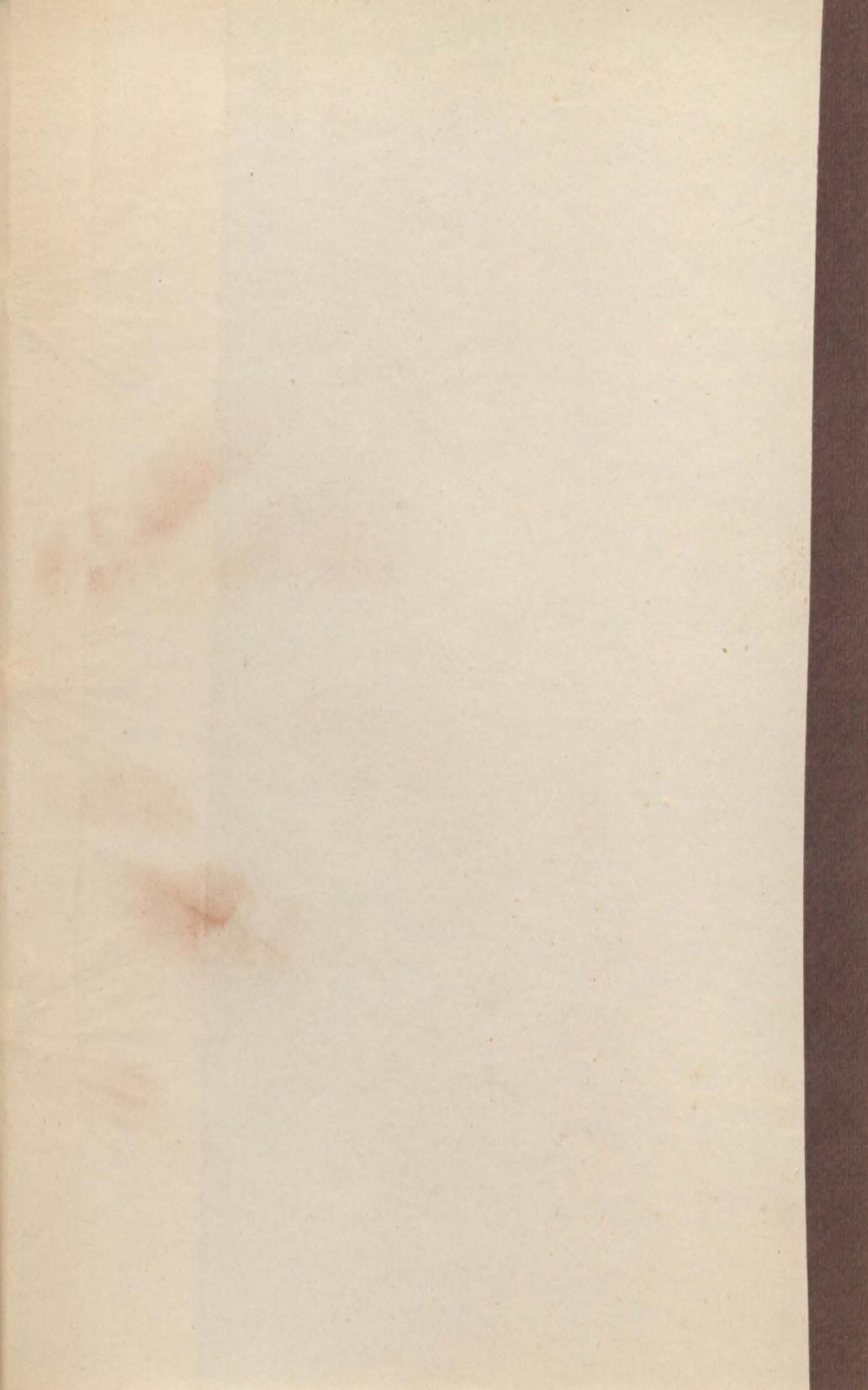
Hest 3:

D. Johann Jakob Quandt, Generalsuperintendent von Preußen und Oberhofprediger in Königsberg 1686—1772. Ein Bild seines Lebens und seiner Zeit, insbesondere der Herrschaft des Pietismus in Preußen. Von Pfarrer Albert Niekzi in Mühlhausen, Kreis Pr.-Eylau. Königsberg 1905. 2,25 Mk. (mit den Porträts von Quandt und Rogall).

Hest 4:

Die evangelischen Masuren in ihrer kirchlichen und nationalen Eigenart. Ein kirchengeschichtlicher Beitrag zur Frage der katholisch-polnischen Propaganda in Masuren von Paul Hensel, Pfarrer in Johannsburg. Zweite vermehrte Auflage. 1,20 Mk.

Sämtliche fünf Schriften sind von der Verlagsbuchhandlung oder von dem Vorsitzenden des Vereins für ostpreussische Kirchengeschichte, Pfarrer Niekzi in Mühlhausen, Kreis Pr.-Eylau, für 5,50 Mk. portofrei zu beziehen.



NIETZKI A.



ELBLĄG

WOJEWÓDZKA
BIBLIOTEKA PUBLICZNA

IV. 8.4